

Mord auf freier Strecke

Ein StrandGuth-Krimi

von

Fee-Christine Aks

LESEPROBE

LESEPROBE

2. Auflage April 2018

Copyright © 2016 Fee-Christine AKS

All rights reserved.

ISBN: 1518889913

ISBN-13: 978-1518889912

Prolog

Freitag, 25. Mai 1984.

Die Tür schlug zu und machte die Dunkelheit komplett. Zitternd erhob er sich auf Hände und Knie und versuchte den Strohsack zu finden. Doch er fand keinen einzigen Strohalm. Der nackte kalte Boden war stattdessen übersät von spitz und glatt erscheinenden Splintern. Seine tastenden Finger fühlten hier und da auch größere Stücke, länglich oder flach, die allesamt einen vage bekannten Eindruck machten. Aber erst als seine Finger die Zähne berührten, verstand er, dass er inmitten von Knochen kniete – menschliche Knochen, wenn er nach Form und Größe des Kieferfragments ging.

Er schauderte und tastete nach einer Stelle, an der nur wenige Splitter den hart und fest gestampften Sandboden bedeckten. Dort rollte er sich zusammen und vergrub das Gesicht in seinen schmerzenden Händen. Das Gefühl in den Beinen und seiner Körpermitte hatte er nach vergangener Nacht verloren.

Die Tränen kamen ungefragt, als die Erinnerungen vor seinem geistigen Auge vorbeizogen. Er spürte jeden Schlag, jede Berührung, jeden Schlangenbiss. Seine zerrissenen Jungenhosen klebten an ihm, an seinem Schweiß und all dem, das die Schlange zurückgelassen hatte. Sein Magen revoltierte erneut, als die Scham ins Unermessliche stieg.

Er wusste, dass er verloren war. Er betete und flüsterte mit zitternder Stimme die Worte in die Finsternis, die der König so amüsanter gefunden hatte, dass er sie ihm immer wieder aufsagen musste, während man ihn schlug. Sein Rücken war roh und brannte wie Feuer, als das Gefühl langsam wieder zurückkehrte. Noch so einen Tag – und vor allem noch so eine Nacht in der Schlangengrube – würde er nicht überleben, das wusste er.

Während seine Tränen noch in die Knochensplitter ringsum tropfen, hörte er zu seinem unbändigen Schrecken, wie sich die Tür wieder öffnete. Er erkannte die Schritte sofort und wollte schreien, als man ihn aufhob. Doch er konnte nicht.

Eine schwielige Männerhand hatte sich ihm über Mund und Nase gelegt. Jeder Widerstand war sinnlos, genauso wie jeder Schrei im Keime erstickt wurde. Er wusste, dass er sterben würde, und begann stumm zu beten.

Später brachte man ihn zurück in die winzige Zelle mit dem Strohsack, wo er sich gleich nach seiner Rückkehr in der schrecklichen ersten Nacht mit einem rostigen Nagel aus dem Schild an der Tür in den Arm geritzt hatte, dass das Blut nur so hervorquoll.

Sie hatten ihn gefunden, bevor er ernsthaft Schaden anrichten konnte. Die vor Schmerz pochende Wunde war mit einem dreckigen Streifen Leinen umwickelt, aber die kleine rotbraune Pfütze war immer noch da, gleich neben dem Strohsack, und nahm nun seine Tränen auf.

In seinem Kopf waren die Erinnerungen noch so frisch und schmerzlich, dass er sie hinauslassen musste. Also wickelte er sich den schmalen Streifen Leinen vom Arm, der wieder ein wenig zu bluten begann. Die kleine Pfütze zu seinen Füßen würde reichen müssen, Blut und Tränen, die er vergossen hatte – für das Liebste und Beste, das er je auf der Welt gekannt hatte. Und so zog er den Nagel aus dem Schild an der Tür und begann zu schreiben: ‚Mein lieber Rafik...‘

Unter der Herrschaft unseres großen Kalifen Harun al-Rashid lebten in Bagdad zwei Männer, der eine hieß Sindbad der Seefahrer und der andere Sindbad der Lastenträger...

Samstag, 16. Mai 2015.

Die Tränen kommen ganz von selbst. Kochend heiß schießen sie ihr in die Augen und durchnässen in Sekundenschnelle den Stoff ihres neuen Seidenkleides. Sie versucht nicht einmal sie zurückzuhalten. Der Schmerz ist da, so grausam und tief, dass Sabia ahnt, ihm niemals entkommen zu können.

Die Verzweiflung greift mit eisigen Klauen nach ihr und beginnt, sie langsam und genüsslich zu zerquetschen. Alles in ihr sträubt sich dagegen und auch gegen die Gewissheit, dass ihr neues Leben nach nur einem Tag schon wieder vorüber sein werde.

Sie muss etwas tun, Hilfe holen, ihrem Schicksal entkommen. Doch sie weiß nicht, wie. Der Schmerz beginnt ihr die Luft abzudrücken, während aus ihrer heiser geschrienen Kehle ein geradezu unmenschliches Jammern dringt. Alles ist aus, ihre Welt ist zu Ende.

Sie bemerkt erst, dass sie in die Küche gelaufen ist, als ihr ein Schwall heißer und nach diversen Gewürzen duftender Luft entgegen schlägt. Der dicke Koch zieht gerade einen dampfenden Auflauf aus dem Ofen.

„Was wünschen Sie, Madame?“ fragt er erstaunt, stellt die appetitliche Köstlichkeit ab und tritt besorgt näher.

Sie schüttelt den Kopf und wendet sich zum Gehen. Da erblickt sie das Telefon an der Wand neben dem Tisch, wo der Koch für gewöhnlich die Speisefolge für den jeweiligen Tag in bester Schönschrift mit der Feder auf Pergament schreibt. Der Herr verlangt es so.

Und er hat auch befohlen, sie nach vergangener Nacht nicht mehr aus dem Haus zu lassen. Nicht einmal mehr Fernsehen ist ihr erlaubt, während Emine und Sulaiqa rund um die Uhr ihre Lieblings-Seifenopern sehen dürfen. Aber nicht sie, nein, sie ist ja die Neue.

„Eine Kopfschmerztablette“, presst sie heraus, weil ihr nichts Besseres einfällt.

„Und mein Riechsalz. Es liegt im Salon im Westflügel, glaube ich.“

„Ich eile“, sagt der Koch mitfühlend und läuft zur Tür hinaus.

Sie wartet nicht, bis seine Schritte auf dem Gang in Richtung Treppe zum Erdgeschoss verklungen sind. Sie springt hinüber zum Telefon, hebt eilig den altmodischen Hörer ab und lauscht nach dem Freizeichen. Als nichts kommt, wählt sie eine Null, vernimmt das beruhigende Tuten und lässt die Wählscheibe erneut unter zwei Nullen schnurren, bevor sie eine Vier und Sechs anschließt, gefolgt von der einzigen Nummer, die sie zuletzt vor gut zwei Wochen gewählt hat. Aber da ist sie noch weit weg von hier gewesen, in vergleichsweise sicheren Umständen und mit einem Bauch voller Hoffnung.

Mit pochendem Herzen lauscht sie dem Freizeichen und spitzt gleichzeitig die Ohren, um ja jeden Schritt auf der Treppe oder im Gang zu vernehmen. Es ist ihr verboten, ein Telefon zu benutzen. Dasselbe gilt für Computer, egal ob tragbar oder stationär. Sie ist hier, zunächst nur auf Probe, wie sie gestern per Zufall erfahren hat.

Aber seit dem belauschten Gespräch gestern – und vor allem seit jener schrecklichen Nachricht heute, die sogar die Schmach und den Ekel der vergangenen Nacht verblasen lässt – ist sie sicher, dass sie diese Probe nicht bestehen wird. Sie ist sich nicht einmal mehr sicher, ob sie überhaupt bestehen will oder es jemals wollte.

Man hat ihr zugeredet, sogar der Mensch, dem sie am meisten auf der Welt vertraut hat. Aber er ist nun nicht mehr da und wird nie wieder für sie da sein. Sie schluckt und fährt sich mit dem seidenen Ärmel über das nasse Gesicht und den Hals, während sie weiterhin auf das Freizeichen horcht. Was soll sie nur tun, wenn niemand das Gespräch annimmt?

Schon hört sie Schritte in der Halle im Hochparterre, von der die Treppe hinab ins Souterrain führt, wo sich die Wirtschaftsräume des herrschaftlichen Anwesens hier am malerisch gelegenen Zürichsee befinden.

Da meldet sich eine Stimme, hell und fröhlich, die ihr Herz sofort zu einem freudigen Sprung veranlassen. Sofort sprudelt sie los, wo sie ist und dass sie Hilfe nötig hat. Es piepst, als sie gerade das Wort „Hilfe“ ausgesprochen hat.

Die Schritte kommen die Treppe herunter, als sie hastig alles aufs Band spricht, an das sie sich von dem belauschten Gespräch erinnert. Sie weiß wohl, dass sie nur noch wenige Sekunden hat, bis der dem Herrn treu ergebene Koch in der Küchentür erscheinen und sie beim unerlaubten Benutzen des Telefons ertappen wird. Sie ahnt, dass die beiden Schläge gestern abend mit der flachen Hand nichts gewesen sind gegen das, was ihr bei einem solchen Verstoß gegen ein ausdrückliches Verbot des Herrn bevorsteht.

„Er reist 1. Klasse“, beeilt sie sich zu sagen. „Mit dem Schnellzug um Zwölf.“

Dann sind die Schritte im Gang vor der Küche. Ihr Herz rast. Aber der Hörer liegt wieder auf der altmodischen Gabel, während sie mit leidender Miene auf einen Küchenhocker gesunken ist, nur Bruchteile von Sekunden, bevor der Koch hereinkommt. Er ist so sehr damit beschäftigt, ihr das Riechsalz unter die Nase zu halten und ihr die Kopfschmerztablette mit einem Glas Leitungswasser einzuflößen, dass er gar nicht bemerkt, wie die in sich gedrehte Telefonschnur noch zwei geschlagene Minuten leise hin und her schwingt.

Die Mündung der automatischen Pistole zielt auf ihre Stirn. Carlotta Strandt ist für einen schrecklichen Moment wie gelähmt. Dann handelt sie blitzschnell, so wie sie es gelernt hat. Noch im seitlichen Wegducken führt sie einen gezielten *Pandae-Dollyo-Chagi* aus und holt ihren Angreifer mit dem geduckten Drehwinkeltritt von den Beinen.

Drei Kugeln gehen in die Decke des dämmrigen Raumes, bevor Lotta von unten nach dem haarigen Handgelenk greifen und die Waffe mit einer geschickten Drehung auf ihren Angreifer richten kann. Im nächsten Augenblick ist sie es, die ruhig mit der automatischen Pistole auf eine Stirn zielt.

„Hände hoch“, zischt sie mit leicht zitternder Stimme, die bei den nächsten Worten fester und fester wird. „Sie sind verhaftet. Jeder Widerstand ist zwecklos, das Haus ist umstellt.“

Der Angreifer reagiert nicht gleich, sodass sie sich gezwungen sieht, mit der Waffe eine unmissverständliche Geste zu machen. Leise knurrend hebt der am Boden Kniende die Hände in die Höhe, sodass sie ihm problemlos Handschellen anlegen kann. Gerade will sie sich danach für einen Moment des Luftholens an die nächste Wand stützen, da hört sie hinter sich ein Geräusch.

„Waffe her, Püppchen!“ knurrt eine tiefe Stimme. „Ich ziele mit einer MP auf deinen hübschen Hinterkopf.“

Lotta streckt langsam den Arm mit der automatischen Pistole nach hinten, auch wenn sie es nicht mehr geschafft hat, den Schalter auf *lock* zu stellen. Sie spürt die Wärme der sich nähernden Hand und spannt jeden Muskel an. Sie hat nur einen einzigen Versuch, aus dieser misslichen Lage herauszukommen. Langsam dreht sie den Kopf zur Seite, um aus dem Augenwinkel nach dem zweiten Mann zu spähen, der zur ihrer Überraschung keine MP, sondern einen Tennisschläger in der Hand hält und mit dem Stiel nach vorne auf sie richtet.

Im selben Moment, als er an ihre Waffe heranreicht, duckt sie sich seitlich weg und führt noch im Wegrollen einen gezielten Bogentritt von unten nach oben aus, mit dem sie nicht nur den ausgestreckten Arm erwischt, sondern auch den Schläger in die Weichteile des Mannes stößt. Dieser keucht vor Schmerz auf und sinkt zu Boden, sodass sie genug Zeit zum Abrollen und Aufstehen hat. Noch aus der Hocke heraus richtet sie die entsicherte Waffe auf den Mann und wiederholt mit fester Stimme: „Hände hoch. Sie sind verhaftet.“

Applaus ist zu vernehmen. Dann geht das Licht an und beleuchtet den Raum mit all den umgestürzten Möbeln, zwischen denen die beiden Verhafteten sich nun aufrichten und ebenfalls in die Hände klatschen. Lotta bemerkt, dass sich der zweite Mann immer noch etwas wacklig bewegt. Offenbar hat sie wirklich gut getroffen und eventuelle Schutzvorrichtungen umgangen. Entschuldigend lächelt sie ihm zu und erntet ein Nicken, gefolgt von einem Daumen-hoch.

„Sehr gut, Strandt“, hört sie nun auch den Kursleiter Andrew MacDonnell wohlwollend sagen, der sich auf der zuvor abgedunkelten Außenseite des Raumes von seinem Stuhl erhebt und hinter den drei Kameras hervorkommt,

mit der die Trainingsepisode zu Analysezwecken aufgezeichnet worden ist. „Haben Sie gesehen, dass der zweite Angreifer keine Schusswaffe hatte?“

„Ja“, gibt Lotta zu. „Es war ein Tennisschläger.“

„Sehen Sie, Arnold“, wendet sich der Kursleiter an einen anderen Teilnehmer, der – seiner betübten Miene nach zu schließen – in seiner Trainingsepisode nicht so viel Erfolg gehabt hat. „Die Kollegin hat ihre Möglichkeiten genutzt. Ich muss schon sagen, Strandt, das war beeindruckend. Wenn Sie im Feld auch so geistesgegenwärtig sind, dann werden Sie es weit bringen.“

„Danke, Sir.“

„Gehen Sie sich erfrischen, Sie haben es sich verdient.“

Lotta nickt dankend und verlässt das Trainingsensemble. Sobald sie aus dem nachgebauten Haus in die große Halle hinaustritt, hält ihr eine freundliche Frau mit hellbraunem Kurzbob und dunkelgrauen Augen in einem runden und alterslos wirkenden Gesicht ein Handtuch und eine Flasche Wasser hin. Erst jetzt bemerkt Lotta, wie nassgeschwitzt und durstig sie ist.

„Sie waren die Beste“, sagt die schlanke Frau leise, „wirklich beeindruckend. Sie haben schon Erfahrung mit brenzligen Situationen, nicht wahr? Also, ich meine, außerhalb von solchen simulierten Trainingseinheiten, ja?“

„So kann man es auch sagen“, murmelt Lotta zwischen zwei Schlucken in das Handtuch und versucht, die Bilder, die sich bei diesen Worten ungefragt vor ihr geistiges Auge drängen, so gut es geht zu ignorieren.

Sie hat es gehaut, dass dieser Lehrgang sie an ihre Grenzen bringen wird. Aber danach ist sie nicht gefragt worden, als man ihr den Platz einer kurzfristig ausgefallenen Teilnehmerin angeboten hat. Und, wenn sie ehrlich ist, dann will sie wissen, wie belastbar sie wirklich ist – gerade jetzt.

Sie muss es wissen, bevor sie die neue Stelle antritt, die jeden Tag Starkstrom erfordert, wenn sie den Gerüchten glauben darf. Auch wenn sie weiß, dass sie unter Strom besser arbeitet, hätte sie gerne auf die beiden Begebenheiten verzichtet, denen sie ihre bevorstehende Versetzung zur Kriminalpolizei in rund zwei Monaten verdankt.

„Sagen Sie“, fragt die Frau, die Lotta vage als eine Kursteilnehmerin von der Berliner Polizei erkennt, „Sie sind doch die Kollegin von Max, oder?“

Lotta nickt, während sie sich das Handtuch wie einen Pelzkragen um den Hals legt und die Flasche Wasser mit drei weiteren großen Schlucken leert. In Berlin ist ihr Kollege Maximilian Bohse ein bekannter und gefeierter Mann, seit er zu Beginn des Jahres und vor seiner Versetzung nach Hamburg quasi im Alleingang einen Terroranschlag verhindert hat.

Nur wenige wissen, dass die ganze Sache noch viel weitere Kreise gezogen hat, in die außer Max und Lotta selbst auch diverse hohe schwedische Politiker und deren Angehörige sowie eine islamistische Terrorzelle in Stockholm verwickelt gewesen sind.

„Dann waren Sie das wohl auch“, fragt die Frau leise weiter, „die diesen Karim verhaftet hat, ja?“

„Nicht alleine“, weicht Lotta aus, „das war in erster Linie eine Sonderermittlerin vom schwedischen Staatsschutz.“

„Aber die Geschichte mit dem Flugzeug...“

„Pssst!“ macht Lotta, bevor die Frau weiterfragen kann. „Nicht so laut. Das ist geheim, wie Sie sicherlich verstehen werden.“

„Also waren Sie das, ich wusste es. So wie er Sie beschrieben hat...“

„Wer, Max?“

„Nein, Arne Persson. Den kennen Sie sicherlich auch, wenn Sie mit Liv Norén zusammen gearbeitet haben.“

„Ich kenne ihn, ja.“

„Gut, dann hören Sie mir jetzt genau zu. Ich dürfte eigentlich nicht hier sein und mit Ihnen sprechen. Aber es ist möglich, dass die Sache schief geht. Daher bitte ich Sie, dass Sie Augen und Ohren offenhalten. Und wenn der Zeitpunkt gekommen ist, rufen Sie Arne an. Bitte.“

Mit diesen Worten wendet sich die Frau abrupt ab und geht rasch davon. Lotta kann ihr nur verdutzt hinterherblicken. Wer ist die Frau? Vorgestellt hat sie sich am Donnerstag zu Beginn des Lehrgangs als Anja Perlmann vom LKA Berlin.

Da sie aber Liv und Arne kennt, scheint sie genau wie Max Bohse Verbindung zum BKA, zur Antiterrorereinheit GSG 9 der deutschen Bundespolizei oder vielleicht sogar zum deutschen Geheimdienst BND zu haben. Wie hätte sie sonst von der Geschichte in Stockholm erfahren können, deren Details nach wie vor geheim sind?

Warum ist sie ausgerechnet zu ihr, Lotta, gekommen? Von welcher Sache hat sie gesprochen? Und warum soll sie sich an den Sonderermittler von Interpol wenden, wenn der Zeitpunkt – welcher eigentlich? – gekommen ist?

Nachdenklich dreht Lotta den Verschluss auf die Plastikflasche und wischt sich mit einem Zipfel des Handtuchs einen vereinzelt Schweißtropfen vom Kinn. Ob es um den gesuchten Waffenhändler geht, der ihnen vor wenigen Wochen in Schweden entwischt ist? Aber warum soll sie sich dann an Arne wenden? Es ist schließlich Liv gewesen, die sich mithilfe von Hacker-Ass Malin Sjögren an die Fersen des Mannes geheftet hat, der unter einem Decknamen und mithilfe diverser Scheinfirmen skrupellos Waffen an Neonazis, Guerilla-Milizen, Mafia und Terrororganisationen wie al-Qaida liefert.

„Hey, Karate-Maus“, wird sie plötzlich von hinten angesprochen. „Kommst du mit zum Abendessen? Oder träumst du von mir?“

„Nein“, antwortet Lotta ungerührt und wendet sich um; es ist der Teilnehmer, der von MacDonnell so zurecht gewiesen worden ist. „Nur von meinem Freund Moritz“, ergänzt sie ruhig, „der mir morgen zum erfolgreichen Abschluss dieser Fortbildung gratulieren wird, wenn wir zusammen zurück nach Hause...“

„Ach“, macht der Mann von der Polizei Hannover und winkt ab, „ich habe doch nur Spaß gemacht, Strandt. Kommst du nun mit oder nicht?“

Lotta mustert ihn kurz, während sie sich an seinen Namen zu erinnern versucht. Während sie noch zögert, kommt der letzte Teilnehmer der heutigen Trainingseinheit, ein Kommissar Brandau aus Göttingen, hinzu und stellt ihr die gleiche Frage. Lotta nickt.

„Blöd gelaufen, Arnold“, wendet sich Brandau an den Anderen, „ich habe auch geglaubt, dass der Zweite eine Schusswaffe hatte.“

„Aber im Gegensatz zu mir“, antwortet Arnold mit einem schiefen Grinsen, „ist dir der Erste nicht entwischt, noch während du überwältigt wurdest.“

„Aber“, grinst Brandau und schlägt Lotta anerkennend auf die Schulter, „unsere Kollegin Strandt hier hat beide vorbildlich und ohne einen Fehler gemeistert.“

„Tja“, brummt Arnold und streicht sich das dunkle Haar aus der verschwitzten Stirn, „wenn ich Karate könnte...“

„Taekwondo“, korrigiert Lotta automatisch.

„Oder so“, antwortet Arnold und tritt vor, um ihr die Tür aufzuhalten. „Ich weiß nur, dass ich mir meine Versetzung zur Kripo erstmal wieder abschminken...“

„Die schriftlichen Tests sind ja noch nicht ausgewertet“, versucht Brandau zu beruhigen, „und gestern im Außengelände warst du auch nicht schlecht.“

„Schon“, antwortet Arnold nachdenklich, „aber ob das reicht?“

„Denk nicht weiter drüber nach“, erwidert Lotta und geht voraus hinüber ins Verwaltungsgebäude, das an die Kantine grenzt, in der es bereits verlockend nach Tafelspitz mit Kartoffeln und Frankfurter Grüner Sauce duftet. „Es ist jetzt eh nicht mehr zu ändern.“

Reisevorbereitungen

Der schlanke Mann mit dem graumelierten Vollbart verließ sein Arbeitszimmer und schloss die Tür hinter sich. Mit dem dicken Buch unter dem Arm stieg er die Treppe hinauf ins Obergeschoss der Villa, um im Schlafzimmer seinen kleinen Koffer fertig zu packen. Morgen sollte die Reise losgehen, die erste seit Jahren, die ihn weiter als fünf Kilometer aus der Stadt hinausführen würde.

Gewissenhaft überprüfte er den Kofferinhalt, der zu seiner neuen Identität und seinem neuen Leben passte und für zwei Übernachtungen reichte. Er sah die Sachen durch, die er für sein neues Outfit ausgewählt hatte und auch mögliche schlechte Witterungen an seinem Reiseziel berücksichtigte. Es fehlte nur noch eines, um seine neue Identität perfekt zu machen.

Alle Utensilien dafür lagen bereit, bis auf die eine, die ihm die notwendige Veränderung und damit Sicherheit bringen würde. Aber auch die würde er noch zu beschaffen wissen. Hier im Haus hatte er das Sagen, wenn auch nur hier.

Es kam ihm plötzlich so vor, als ob er hier im Exil auch wie gefangen gewesen war, gefangen in der kleinen Welt, die seine Position mit sich brachte. Er war nicht ganz freiwillig hierhergekommen, in dieses Land, in diese Region, in diese Stadt und in dieses Leben. Man hatte ihn getrieben, auch wenn er genau wusste und verstand, warum man ihn hierher geschickt hatte. Hier lag das Zentrum der Macht, das sie zu unterwandern suchten – für eine bessere Welt im Namen des

Glaubens, in der es keine Tyrannei dekadenter Mächte gab, die unersättlich ihre Hände ausstreckten nach allem, was ihnen nicht gehörte.

Er hatte seine Position angenommen und ausgefüllt, zumindest bis vor wenigen Wochen. Dann jedoch war etwas gewaltig schief gegangen, was ihn statt zum gefeierten und mächtigen Mann zu einem Gefangenen im eigenen Haus ohne Aussicht auf Besserung gemacht hatte.

Aber damit würde es ab morgen vorbei sein. Denn morgen begann das nächste Kapitel seines Lebens, dem er mit eher gemischten Gefühlen gegenübertrat. Er hatte eine zweite Chance erhalten und würde woanders noch einmal von vorne anfangen. Er war dankbar, dass man ihm dies zugestand und verstanden hatte, dass jener Fehlschlag nicht seine Schuld gewesen war.

Nachdenklich nahm er die Kleidungsstücke auf, die er der Rolle wegen ab dem kommenden Tag tragen würde. Es war nicht mehr zu ändern. Er war gewarnt worden und musste nun danach handeln. Morgen begann sein neues Leben.

Es würde ein neuer Abschnitt werden, auf den er sich einerseits freute, dem er andererseits aber auch mit Sorge begegnete. Denn ab morgen würde nichts mehr so sein, wie es war. Ab morgen war er ein Anderer als bisher und irgendwie auch so etwas wie ein neuer Mensch, ungewohnt, frei und eingeschränkt zugleich. Würde er sich damit arrangieren können?

Seufzend schloss er den Koffer, legte das dicke Buch daneben und überprüfte das Ticket und seinen auf alt getrimmten neuen Reisepass, die er schließlich obenauf legte. Dann nahm er zwei Utensilien vom Bett auf und ging ins Bad, wo er sich bis auf einen Schnurrbart säuberlich rasierte und nachdenklich im Spiegel betrachtete, bevor er die gefärbte Creme auf Kinn und Wangen schmierte und ordentlich verrieb.

Das Foto, das er neben sein Spiegelbild hielt, passte gut. Niemand würde ihn so für den halten, der er war. Wenn überhaupt, so würde man ihn um sein Autogramm bitten. Er nahm behutsam den falschen Bart und hielt ihn sich probe-weise an. Ja, niemand würde es bemerken. Der Unterschied war verblüffend, zumal wenn er das letzte notwendige Utensil hatte, das Järuf erst vermissen würde, wenn es zu spät war.

Zufrieden nickte er sich im Spiegel zu und befestigte den falschen Bart. Es war ungemein wichtig, dass er unerkant reiste, denn es war nicht auszuschließen, dass man nach ihm Ausschau hielt – nach seinem bekannten Äußeren.

Aber in seiner neuen Aufmachung, in die er ab morgen noch vor Abfahrt des Zuges schlüpfen würde, konnte er ihnen entkommen – allen, die ihn suchten. Mit einem leisen Lächeln warf er einen Blick auf die Kleidung, die so gar nicht nach ihm aussah und ein perfektes biederer Kostüm abgeben würden. Oh ja, so würde es funktionieren. Alles war vorbereitet, die Reise in sein neues Leben konnte beginnen.

Sindbad der Lastträger war ein sehr armer Mann, der eine große Familie und einen kleinen Verdienst hatte; Sindbad der Seefahrer hingegen war ein äußerst angesehenen und weiser Kaufmann, der einen so ausgebreiteten Handel trieb, dass er am Ende gar nicht mehr wusste, wo er das viele gewonnen Gold und Silber und die mancherlei Waren aufbewahren sollte...

Agatha Mellies legt ärgerlich das Buch beiseite. Immer wenn es spannend wird, meldet sich ihre Blase. Es ist schon ein Kreuz mit dem Altwerden. Die Operation hat ihr den grauen Star genommen, dank Medikamenten ist ihre Arthritis ganz gut in den Griff zu bekommen. Aber gegen diese verdammte Blasenschwäche ist mit nichts anzukommen; alles hat sie ausprobiert, doch nichts hilft.

Mühsam erhebt sie sich und geht so schnell wie möglich durch ihr barrierefrei ausgebautes Appartement, von dessen Fenstern auf der Südseite sie einen sehr schönen und unverbauten Blick auf den Münsterturm hat. Und an klaren Tagen kann sie dahinter in der Ferne sogar die kahle Kuppe des Feldbergs sehen.

Die Wasserspülung rauscht genauso beruhigend und erleichtert wie sie sich fühlt, als sie ans Waschbecken tritt und sich mit nach Rosen duftender Seife die Hände wäscht. Wie immer, wenn ihr eine Reise bevorsteht, wird sie schon am

Vortag nervös und von Reisekrankheit gepackt, die erst verschwindet, wenn sie auf dem für sie reservierten Platz sitzt. Schon deshalb findet sie es nicht gut, dass Sybille mit den Kindern und Tom in den Norden gezogen ist.

Aber sie versteht, dass Tom der Arbeit wegen in den Dunstkreis von Hamburg ziehen musste und Bille als Grafikerin dort bessere Anstellungschancen hat. So sehr Agatha ihre Tochter vermisst, so sehr freut sie sich, dass Bille und Tom ein hübsches Häuschen mit Garten gekauft haben.

Zum Glück ist da noch Viola, die Tochter ihres Sohns Bernd, der als Privatdozent an der Universität Basel arbeitet und mit seiner Frau Sandra in der Altstadt unweit des Flusses in einer Eigentumswohnung lebt, während Viola zusammen mit ihrer besten Freundin Karen eine der fünf WG-Wohnungen in Agathas Mehrparteienhaus hat und einmal pro Woche zum Abendessen kommt.

Agatha ist ihrer Enkelin sehr dankbar, dass sie ihrer dreiundsiebzigjährigen Oma beim Einkaufen hilft und sich zunehmend auch um die Abrechnungen für die anderen Mieter kümmert. Wie sie das neben ihrem anstrengenden Medizinstudium schafft, ist Agatha weiterhin ein Rätsel, aber Viola ist schon immer ein tüchtiges Mädchen gewesen.

Es verwundert daher nicht, dass sie dem neuen Mieter Oliver Hagen, einem angehenden Doktoranden aus Bremen, beim Umzug in die freie Zweizimmerwohnung im zweiten Stock hilft.

Oder liegt es daran, dass er sich zwei Freunde und ehemalige Kommilitonen mitgebracht hat, die auch Agathas alt gewordenes Herz höher schlagen lassen? Denn die beiden blonden jungen Männer erfüllen nicht nur rein optisch den Wunsch eines zukünftigen Schwiegersohns, sondern haben auch noch gute Manieren, wie Agatha erfreut festgestellt hat.

Wohlwollend hat sie bemerkt, dass sich die beiden nett und höflich gegenüber der gerade neunzehnjährigen Viola verhalten, auch wenn es der neue Mieter ist, der sich auffallend oft in der Nähe von Viola aufhält.

Agatha ist sich nicht ganz sicher, ob ihr das gefällt. Zwar ist der dunkelhaarige Oliver ebenso mit gutem Aussehen und ebensolchen Manieren gesegnet, aber als fünfundzwanzigjähriger Doktorand hat er selbst an einer alten Universität wie der ihren wohl für lange Zeit kein reiches Auskommen zu erwarten.

Ob Bernd es daher gern sehen wird, wenn sich zwischen den beiden etwas entwickelt, wagt Agatha zu bezweifeln. Schon aus diesem Grund ist der Zeitpunkt für ihre Reise nicht sehr gut gewählt, auch wenn sie zumindest die beiden auffallend gut aussehenden, sportlichen Bremer mit in den Norden nehmen wird.

Vielleicht hat sie es sich ja nur eingebildet, aber Viola scheint Gefallen an Oliver gefunden zu haben. Ob sie deshalb so darauf gedrängt hat, Agatha morgen nachmittag schon um halb zwei zum Bahnhof zu bringen, sehr rechtzeitig für den Zug um 13:49 Uhr?

Halb ist Agatha versucht, die Reise abzusagen. Aber wie wird Silke es finden, die am Montag Geburtstag hat? Und wird Tobi es ihr nicht übelnehmen, wenn sie nicht rechtzeitig zu seinem ersten Fußballspiel in der C-Jugend kommt?

Es hilft nichts, die Reise wird stattfinden, auch wenn Agatha ein komisches Gefühl bei der Sache hat, zumal auch noch Karen am Dienstag auf eine Projektfahrt nach Strasbourg fahren wird. Und was ist mit dem wöchentlichen Abendessen, das sie morgen nicht wahrnehmen kann?

Als Ausgleich hat Agatha für die Mädchen eine große Form Lasagne zum Aufwärmen vorbereitet, die gut und gern auch für einen dritten – wenngleich männlichen – Esser reichen würde. Soll sie Viola verbieten, den jungen Mann einzuladen? Oder mischt sie sich da in Dinge ein, die sie nichts angehen?

Immerhin ist Viola ihre beste Verbündete und die Einzige, die weiß, dass sie die Reise nach Hamburg-Altona nicht allein antreten wird. Möglicherweise ist sie auch deshalb so besonders aufgeregt, dass sie noch öfter als sonst das Bad aufsuchen muss.

Es wird ein Abenteuer, vor allem, wenn Bille und Tom ihrer Reisebegleitung ansichtig werden. So sehr sie ihren Schwiegersohn auch mag, eines hat sie von Anfang an sehr an ihm gestört – und das ist sein ausgesprochenes Misstrauen gegen Fremde, erst recht, wenn sie anderen Glaubens sind. Sicher, es ist zu verstehen nach jenem schlimmen Erlebnis, das Tom seiner Eltern beraubt hat, aber sind sie nicht alle Menschen?

Je mehr Agatha darüber nachdenkt, desto unwohler wird ihr. Ob sie die Reise vielleicht doch noch lieber absagen soll? Das vorbereitete Sandwich mit kaltem Braten, Salat und Preiselbeersauce und die Thermoskanne voller Kräutertee,

die sie zum Überstehen der sechsstündigen Zugfahrt benötigt, kann sie auch hier zuhause essen.

„Sei kein Narr“, schimpft Agatha leise mit sich selbst und besiegelt damit ihre Entscheidung für die Reise. „Du hast schon ganz anderes überstanden.“

Sie hat sich entschieden und so ist es gut. Sie wird fahren, es gibt kein Zurück mehr. Am schlimmsten aber ist immer die Nacht davor, die letzten Stunden, bevor eine Reise beginnt.

Es muss mit ihren Erlebnissen während des Krieges zusammenhängen, als sie im Alter von zwei bis drei Jahren mit ihrem Kinderkoffer in den Luftschutzkeller laufen und ab Februar 1945 vor den Russen aus Danzig fliehen musste. Es fällt ihr bis heute schwer, einen gepackten Koffer neben der Tür stehen zu sehen, weshalb sie immer erst am Morgen des Abreisetages fertig packt.

Die Unruhe nimmt Stunde um Stunde zu, raubt ihr den Schlaf und drückt ihr im beinah regelmäßigen Abstand von vierzig Minuten auf die Blase, sodass sie pro Stunde einmal ins Badezimmer muss und es nur ein Krimi schafft, sie von ihrer Nervosität abzulenken – eine Weile wenigstens.

Zum dritten Mal an diesem Tag überprüft sie ihre Reiseunterlagen, die sauber nebeneinander auf dem Tresen zwischen Küche und Essecke liegen. Ihr Ticket ist für die 1. Klasse, weil die Sitze dort breiter und bequemer sind, was sie mit Rücksicht auf ihren Rücken gern bezahlt. Die BahnCard haben Bille und Tom ihr zu Weihnachten geschenkt, damit sie ihre norddeutschen Enkelkinder Silke und Tobias wenigstens einmal pro Halbjahr besuchen kommen kann.

Die Schleifen auf den beiden Geschenken sind ein wenig schief geraten, sodass Agatha sorgsam die bunten Bänder richtet, bevor sie die Päckchen vorsichtig in ihre große Handtasche schiebt. Im Koffer wird kein Platz mehr sein, auch wenn sie nur für eine Woche nach Wedel bei Hamburg reist.

Zufrieden kehrt sie wenig später ins Wohnzimmer zurück, das von der Abendsonne rotgolden durchflutet wird. Ein Blick auf die Uhr sagt ihr, dass es gleich Zeit für den Fernsehkrimi ist. Zu dumm, denn eigentlich möchte sie schon gern erfahren, wie sich Kommissär Bärlach aus der Bredouille bringen wird und in der Klinik eines mörderischen Arztes eine grausame Operation von sich abwenden kann.

Agatha juckt es in den Fingern, das Buch aufzunehmen und weiterzulesen. Sie liebt Kriminalromane, besonders die ihrer Namensschwester Christie, deren Geschichten um Miss Marple und Hercule Poirot in Schmuckausgaben in ihrem Bücherregal stehen.

Doch nun muss sie wissen, welchen Fall Kommissar Beck heute im von Mord und anderen Verbrechen gebeutelten Stockholm aufklären muss. Rasch holt sie die Fernbedienung und schaltet den Fernseher ein, bevor sie sich an das neue Teewasser erinnert, dass sie über dem Dürrenmatt-Krimi ganz vergessen hat.

Während bereits die Titelmelodie aus dem Wohnzimmer herüberschallt, kocht sie sich eine neue Kanne Kräutertee und wirft dabei nur aus Gewohnheit einen Blick aus dem Küchenfenster auf die Häuser auf der anderen Straßenseite.

In die meisten Fenster kann sie nicht hineinsehen, auch wenn ihr Appartement im vierten Stockwerk liegt. Aber auch so weiß sie, was sie dort sehen würde: junge Leute beim Lernen, Faulenzen oder Feiern – denn die vornehmen Villen und Wohnhäuser sind genau wie die fünf anderen Wohnungen in Agathas Haus als WGs an Studenten vermietet.

Nur die Villa direkt gegenüber ist eine Ausnahme; dort wohnen drei Lehrstuhlinhaber der Universität Freiburg, die sich das große Haus, dessen Vermieterin Agatha selbst ist, zu drei vornehmen Wohnungen aufgeteilt haben.

Im Hochparterre wohnt Professor Haferkamp, der als Koryphäe für deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts gilt. Im ersten Stockwerk ist das Reich von Professor Lorentz, der jedes Jahr ein Vierhundertseitenwerk über deutsche Geschichte des Zwanzigsten Jahrhunderts veröffentlicht und dessen Seminare und Vorlesungen auch Agatha hin und wieder als Gasthörerin besucht hat.

Im Dachgeschoss hingegen logiert ein Privatdozent für orientalische Literatur, ein sehr netter und freundlicher Herr, der Agatha immer ein bisschen an einen ihrer wenigen Lieblingsautoren aus Nicht-Krimigenres erinnert, dessen Heimatstadt und Vornamen er teilt.

Seine warme, ruhige Stimme hat den Charakter eines Märchenerzählers, wie es sie im Orient auf Märkten gegeben haben soll. Sie hört ihm immer gern zu, vor allem, weil er die deutsche Sprache – trotz seines leichten Akzents – mit jedem Satz zu einer schönen Melodie macht.

Dieser faszinierende Professor Shahin ist es auch gewesen, der ihr bei einer Tasse starkem, aber herrlich würzig schmeckendem Kaffee einen spannenden Vortrag über die Geschichten aus *Tausendundeiner Nacht* gehalten hat.

Seither treffen sie sich einmal pro Monat zu einem lebhaften Austausch über Literatur, einer Art Lesezirkel zu zweit. Jetzt im Mai ist Friedrich Dürrenmatt an der Reihe, nachdem sie im Vormonat mit Hingabe den Roman über Kalligraphie von Rafik Schami gelesen und besprochen haben.

Agatha freut sich, in dem Professor nicht nur einen Literaturliebhaber und sehr wachen Geist gefunden zu haben, sondern auch einen Freund des Krimi-Genres und speziell der Klassiker von Doyle, Sayers und Highsmith. Seit dem zu frühen Tod ihres innig geliebten Haralds hat sie sich nie so wohl gefühlt, wie wenn sie mit dem Professor ihren Literaturzirkel bei Kaffee und Kuchen genießt.

Wie sie selbst ist der vierundvierzigjährige Professor ebenfalls verwitwet, auch wenn seine Frau Habibe im Jahr 2007 nach langjähriger Krankheit durch Organversagen ums Leben gekommen ist, während ihr Harald vor fünfzehn Jahren an einem Schlaganfall gestorben ist.

Die ersten Worte von Martin Becks Assistenten wehen aus dem Wohnzimmer herüber, sodass Agatha sich beeilen muss, mit dem frischen Tee vor den Fernseher zu kommen. Dort macht sie es sich mit Wolldecke und der lauwarmen Wärmflasche in ihrem Sessel gemütlich und versucht, über dem spannenden Fall ihre Nervosität zu vergessen. Es gelingt ihr jedoch nicht, da sie fortwährend an die bevorstehende Reise denken muss.

Daher verwundert es sie gar nicht, dass sie nach dem glücklichen Ausgang des Films in unruhigen Schlaf fällt und in der Nacht mehrmals aufwacht. Den Weg ins Bad findet sie auch im Halbschlaf, die Schritte sind genau abgezählt. Doch auch trotz der Grünkerntabletten gelingt es ihr heute nicht, wirklichen Schlaf zu finden – zumal sie dieses Mal das unbestimmte Gefühl hat, dass diese Reise etwas Außergewöhnliches bieten wird.

Mein lieber Rafik,

bitte halte einen Moment inne und lies meine Worte. Vielleicht hast du mich längst vergessen. Womöglich hast du alles ausradiert, was uns einst verbunden hat, und bist ein anderer Mensch geworden. Dennoch hoffe ich, dass du noch Mensch bist; denn dann besteht noch Hoffnung für dich.

Dadurch besteht auch noch Hoffnung für mich; denn ich würde es mir nie verzeihen, wenn ich dich endgültig verliere – für die Menschheit und auch für mich. Ich weiß nicht, wie ich die vergangenen Jahre ausgehalten habe – ohne dich. Ich muss dir nicht sagen, dass ich dich vermisse; wenn du dich erinnerst, dann weißt du, wie wichtig du mir gewesen bist und es auch heute immer noch bist.

Daher erlaube mir, dich zu entführen – in die Zeit damals, als wir jung waren und glücklich. Erinnerst du dich? Erinnerst du dich an all die schönen Stunden, die gestohlenen Momente, in denen wir Kinder sein konnten?

Ich bin mir sicher, dass du dich zumindest an unseren Streit erinnerst. Glaube mir, wenn ich sage, es tut mir leid. Ich schäme mich für das, was ich damals zu dir sagte. Und ich bin mir sicher, dass ich dir deine harten Worte eines Tages vergeben kann. Ich weiß ja, warum du so reagiert hast, wie du reagiert hast. Und ich weiß auch, warum du zu dem geworden bist, was du heute bist.

„Es gibt keinen Schutz und keine Macht außer bei Allah.“

Auch wenn du es mit Sicherheit nicht gerne hörst, so muss ich dir leider sagen, dass du es falsch verstanden hast. Denk mal darüber nach.

Sonntag, 17. Mai 2015.

Christoph Habermas rückt seine Dienstmütze zurecht. Dann lächelt er und hilft der grauhaarigen Dame mit ihrem Reisekoffer in den noch fast leeren Zug. Es ist immer dasselbe: ältere Menschen sind überpünktlich und sehr aufgeregt, wenn es auf Reisen geht.

Ganz anders die jüngere Generation wie die sechs jungen Fahrgäste in Jeans, Kapuzenpullover und ausgetretenen Turnschuhen, die gemütlich und ohne jede Eile mit je einer sportlichen Reisetasche über der Schulter den Bahnsteig entlangschlendern und durch die Tür des nächsten Wagens, 2. Klasse natürlich, den Schnellzug besteigen. Die entspannte Lässigkeit, mit der sie die drei Stufen hinaufgleiten, sagt Christoph, dass die über das bevorstehende Sonntagsspiel des FC St. Pauli sprechenden sechs Männer nicht nur so jung und sportlich sind, wie sie aussehen. Sie sind außerdem Norddeutsche auf dem Heimweg, also Deutsche und keine Schweizer.

Das Pärchen in den besten Jahren, das ohne Gepäck in die 1. Klasse klettert, ist dem Akzent nach aus der Gegend von Basel, Schweizer Seite, während die drei Studentinnen, die als nächste den Waggon 2. Klasse besteigen, wohl auf dem Weg nach Frankfurt zum Flughafen sind. Christoph kann sie fröhlich über einen bevorstehenden zweiwöchigen Austausch-Aufenthalt mit einer Universität in England sprechen hören.

Als nächstes steigt ein schlanker Mann in kariierter Mütze auf dunklem Haar und dunkelgrauem Wollmantel in die 1. Klasse. Er wirft Christoph über den Rand einer dunklen Hornbrille einen knappen Blick aus dunklen wachen Augen zu, bevor er mit einer schwarzen Laptotasche über der linken Schulter ruhigen Schrittes seinen Platz suchen geht. Verwundert blickt Christoph ihm nach und überlegt, wo er das schnurrbärtige Gesicht des Mannes schon einmal gesehen haben könnte. Irritiert fragt er sich, warum ihm plötzlich *Lawrence von Arabien* in den Sinn kommt; der Mann hat keinerlei Ähnlichkeit mit Peter O'Toole, auch wenn ihm ein Turban anstelle der Baskenmütze sicherlich gut stehen würde.

Eine gute Minute später trifft ein weiterer schlanker Mann mit dunklen wachen Augen, angegrautem dunklem Haar und schwarzer Laptoptasche ein, diesmal jedoch mit graumeliertem Vollbart und Lesebrille an einer dünnen Kette um den Hals. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger trägt er einen dunkelblauen Wollmantel. Er betritt den Speisewagen, nachdem er ein paar Worte mit zwei jungen schwarzhaarigen Leuten in Jeans und Turnschuhen gewechselt hat, die ihm fröhlich in einer fremden Sprache schwatzend folgen und einen Vierertisch belegen. Christoph sieht, dass der schlanke Mann mit Vollbart sich zu ihnen setzt, kurz bevor ein rotblonder Mann im hellbraunen Kamelhaarmantel den Wagen besteigt.

Christoph nickt auch ihm freundlich zu und begrüßt ebenso den nächsten Gast, der in dunkler Funktionsjacke behende die drei Stufen erklimmt, während ein sportlicher Student in Schirmmütze, Jeans und Parka an ihnen vorbei durch den Speisewagen zur 2. Klasse eilt. Auf seinem Rucksack leuchtet ein roter Pin mit einer Abbildung von Che Guevara.

Nach und nach treffen weitere Fahrgäste ein, hauptsächlich für die Holzklasse, sodass Christoph zufrieden feststellt, dass er heute eine eher ruhige Fahrt als Zugbegleiter der 1. Klasse genießen können wird.

„Entschuldigung, junger Mann“, wird er von einer weiteren älteren Dame mit Pelzkragen zum eleganten Mantel angesprochen, „ob Sie mir...?“

„Selbstverständlich, Madame.“

Routiniert stellt er zunächst den kleinen Reisekoffer in den Gang, bevor er auf den Bahnsteig hinaustritt und der Dame die Stufen hoch und bis zu einem Platz im Speisewagen schräg hinter den jungen Leuten und dem Mann mit dem graumelierten Vollbart hilft. Im Gehen sieht Christoph, wie der Mann ein dickes Buch mit arabischer Schrift aufschlägt und vermutlich in arabischer Sprache zu den dunkelhaarigen jungen Leuten spricht, nachdem er bei der Kellnerin vier nicht-alkoholische Getränke bestellt hat.

Christoph fällt ein, dass er die Faltblätter mit Fahrplan und Anschlusszügen noch austeilen muss. Rasch geht er durch die Wagen der 1. Klasse bis zur Spitze des Zuges. Dabei kommt er in Wagen 9 auch an dem anderen Mann mit der Hornbrille vorbei, der allen Anschein eines Geschäftsreisenden macht. Er hat

ein modernes Laptop aufgeklappt vor sich stehen und schreibt etwas, das Christoph wegen einer Sichtblende nicht mitlesen kann.

Da es sich sowieso nicht mit seiner Dienstauffassung verträgt, den Passagieren zu nahe zu treten, kümmert Christoph sich nicht weiter um die Fahrgäste, die sich alle selbst beschäftigen und mit Musik auf den Ohren, einem Buch oder einem tragbaren Computer vor sich auf die Abfahrt des Zuges warten.

Er kommt gerade rechtzeitig zurück zum Türbereich zwischen 1. Klasse und Speisewagen, um einem älteren Ehepaar die drei Stufen heraufzuhelfen und freundlich willkommen zu heißen. Dann nimmt er wieder seinen Platz an der Tür ein und spielt gedankenverloren mit seinem dienstlichen Schlüsselbund, das wie immer an seinem Gürtel baumelt. Routiniert prüft er die Abdeckklappe über der Türverriegelung, die er bei Abfahrt des Zuges mit dem Zentralschlüssel betätigen wird. Alles ist in bester Ordnung.

Ein rascher Blick auf die Armbanduhr sagt ihm, dass der 72er noch zehneinhalb Minuten am Gleis 3 auf weitere Fahrgäste warten und erst um Punkt zwölf Uhr Zürich verlassen und seine Reise gen Norden antreten wird. Der Fahrplan muss eingehalten werden, schließlich haben sie eine Verpflichtung gegenüber ihren Gästen. In acht Stunden werden sie am Zielbahnhof Hamburg-Altona erwartet. Christoph seufzt stumm und versucht die Vorfreude zu dämpfen, die sich beim Gedanken an den bevorstehenden Urlaub ab Mittwoch sofort wieder einstellt. Es fällt ihm immer schwer, im Berufsalltag woanders zu übernachten als neben seinem derzeitigen Partner Jérôme, der zuhause in der hübschen Zwei-Zimmer-Altbauwohnung in Eppendorf auf ihn wartet. Ob er schon die Koffer für ihren zweiwöchigen Strandurlaub auf Ibiza gepackt hat?

Maskerade

Der Mann ohne Vollbart betrachtete sich im Spiegel. Alt war er geworden, oder war das nur die Sorge, dass man ihn vielleicht doch verfolgte? Hatte er es sich nur eingebildet, oder war ihm der Mann im Kamelhaarmantel gefolgt? Und was war mit dem anderen Mann, dem mit der dunklen Multifunktionsjacke?

Nachdenklich strich er sich über das bartlose Kinn, auf dem das Make-up einen feinen Schimmer hinterlassen hatte. Er zog das Foto aus der Innentasche seines Jacketts und überprüfte sein Spiegelbild. Ja, er sah genauso aus wie auf dem Foto. Dass er das vergangene halbe Jahr gefastet hatte, kam ihm nun zugute. Er erkannte sich selbst kaum wieder, ohne die Wangenpolster und das falsche Bäuchlein und in der neuen Kleidung.

Der Koffer samt falschem Bart und seiner alten Kleidung war noch vor Abfahrt des Zuges in einem der Schließfächer im Bahnhof zurückgeblieben. Er brauchte ihn nicht mehr, nur noch die Notebooktasche. Die Maskerade war perfekt.

Er nahm ein paar Blatt Toilettenpapier, feuchtete sie an und korrigierte damit vorsichtig den Make-up-Rand unter seinem rasierten Kinn. Die Papierfetzen mit den verräterischen bräunlichen Streifen schob er schließlich in das Loch, hinter dem sich der Behälter für die Handtuchpapiere befand, und stopfte drei Handvoll Papier hinterher. Hier in der Zugtoilette würde niemand allzu genau nachsehen. Dann schob er die Brille höher auf seine kurze gerade Nase und bemühte sich um einen in sich ruhenden Gesichtsausdruck.

Der Effekt war perfekt. Man würde ihn für denjenigen halten, den er darstellen wollte, oder zumindest für einen seiner Söhne; oder – falls nicht – so würde es doch eine ganze Weile dauern, bis man in dieser Person im Spiegel ihn in seiner wahren Identität erkannte. Dennoch klopfte sein Herz immer noch bis zum Hals. „Allahū akbar“, formte er lautlos mit seinen schmalen Lippen, ‚Allah ist groß‘.

Er wartete auf die beruhigende Wirkung dieser Worte, doch heute funktionierte es nicht. Oder lag es daran, dass er hinter jeder Ecke und in jedem Winkel die Verfolger witterte? Er richtete den Sitz der dunklen Hornbrille und zog sich die karierte Mütze etwas tiefer in die Stirn. Er musste sich beruhigen.

Sicherlich, es war nicht gerade hilfreich, dass ausgerechnet der Mann im Zug aufgetaucht war, der ihn womöglich auch ohne Vollbart identifizieren konnte. Aber selbst der würde mehr als einmal hinsehen müssen. Und wer sagte denn, dass Rafik sich nach all den Jahren noch an ihn erinnerte?

„So bist du mir wie ein Bruder“, hallte es mit einem Mal in seinem Kopf wider, „denn auch mein Name ist Sindbad.“

Wie lange war es her, dass sie einander genauso gegenüber gestanden hatten wie die beiden wohl berühmtesten Namensvetter aus den alten Geschichten? Es

schien in grauer Vorzeit gewesen zu sein, damals in den Straßen von Damaskus, die sie schließlich als Freunde, Blutsbrüder und – nun ja – Komplizen durchstreift hatten. Ob Rafik immer noch daran dachte?

Wann hatten sie sich zuletzt gesehen – vor zehn oder zwölf Jahren vielleicht? Sie hatten sich nichts mehr zu sagen, seit damals, als sich ihre beiden Welten unwiederbringlich voneinander getrennt hatten.

Einmal, das hatte er im Nachhinein erfahren, war Rafik zu ihm gekommen, aber er hatte es nicht über sich gebracht, ihm persönlich gegenüber zu treten – im Gegenteil, er hatte es beenden wollen, endgültig, und alles dafür getan, dass der Andere so schnell wie möglich wieder verschwand und ihn in Ruhe ließ.

Dabei waren sie einst die allerbesten Freunde gewesen, Zwillingsbrüdern gleich und von demselben brennenden Wunsch beseelt, die Welt zu bereisen wie jener berühmteste aller Seefahrer. Diamanten hatten sie finden wollen, verborgene Schätze und sagenhafte Reichtümer wie in den Geschichten aus der Zeit des großen Harun al-Rashids.

Einen Schatz hatten sie gefunden und tagtäglich bewundert – bis zu jener Nacht und dem Anfang vom Ende. Damals hatte Rafik ihm noch beigestanden und war ein echter Freund und Blutsbruder gewesen, auf den Verlass war. Rafiks Mut und Aufrichtigkeit waren wider alle Erwartungen belohnt worden, sodass zumindest er in den unverhofften Genuss eines Schatzes gelangt war. Damals war die Welt noch in Ordnung gewesen. Aber der Schatten hatte sich herangetastet und sich langsam aber stetig zwischen sie geschoben. Rafik hatte stets mit ihm geteilt, aber dann eines Tages nicht mehr, als er für ihn gebüßt und Rafik den richtigen Schatz gefunden hatte. Was war nur geschehen?

Er hatte seinen Weg gewählt, während Rafik sich für die andere Seite entschieden hatte. Warum? Das wusste keiner von ihnen. Oder doch, es musste in jener Nacht gewesen sein, als ihm die Schlange zum ersten Mal begegnet war; oder war es gewesen als Habibe sich entschieden hatte – gegen ihn und für Rafik. Sie waren fortgegangen, weit weg übers Meer, genau wie Sindbad der Seefahrer, um in einem fernen Land nach Schätzen des Wissens zu graben.

Er selbst war zurückgeblieben. Sein Leben war zusammen gebrochen und erst aus Trümmern wieder auferstanden, als Khaled ihn zu sich gerufen hatte. Von

da an hatte das eine das andere ergeben. Er hatte Entscheidungen für sich getroffen, eine nach der anderen – und nun gab es kein Zurück mehr.

Er wusste, warum Khaled ihn nun zurückgerufen hatte. Aber für einen Moment war er versucht, dem Ruf zu widerstehen und stattdessen zu Rafik zu gehen. Würde der einstige Freund ihm verzeihen können?

Aber nein, was gab es schon zu verzeihen? Und wo kamen überhaupt diese gefährlichen Gedanken her? Er musste sich besser im Griff haben. Er konnte es auf keinen Fall riskieren, sich durch seine Unentschlossenheit ans Messer zu liefern. Er wusste, was ihm bevorstand, wenn ihn die Falschen fanden.

Er würde in der Masse untergehen, und das war gut so. Gleichzeitig fühlte er sich unwohl bei dem Gedanken, dass er in seiner neuen Rolle allerlei auf sich nehmen würde müssen, ohne sich dagegen wehren zu dürfen. Er war äußerlich verändert und nur noch ein Schatten seiner selbst; aber ein bisschen Respekt – wäre das denn zu viel verlangt?

Immerhin war er einer der meistgesuchten Männer weltweit, jedenfalls seit der große Vater auf so schreckliche Weise von den Amerikanern ermordet worden war. Er wusste nicht mehr zu sagen, wie oft er sein Aussehen verändert und nur knapp seinen Verfolgern entkommen war. Und auch heute würde er wieder in der Masse untertauchen und verschwinden.

Der Mann ohne Bart grinste seinem eigenen Spiegelbild zu, als er zufrieden bemerkte, um wie viele Jahre jünger er so glatt rasiert wirkte. Rasch nahm er noch etwas von dem mitgebrachten Makeup, dank dem es den Anschein hatte, als ob er schon immer ohne den Vollbart herumgelaufen war. Dann schob er die Tube in die Innentasche seines Jacketts und verließ die Zugtoilette.

Mühsam balanciert Moritz Guth den Couchtisch die gewundene Treppe hinauf. Vielleicht hätte er doch auf seinen besten Freund Basti warten sollen, aber der hilft gerade Olli mit dem Ecksofa, das vom Sprinter unten vor dem Haus bis in die Wohnung im zweiten Stock muss.

Natürlich gibt es in diesem Mehrparteienhaus im vornehmen Freiburger Villenviertel Herdern einen modernen Fahrstuhl, aber der bietet nur Platz für vier

Personen oder zwei Personen mit einer Sackkarre voller Umzugskartons. Große Möbelstücke müssen sie über die gewundene und mit dunkelrotem Teppich ausgelegte Treppe hinaufwuchten.

Seit gestern sind sie bereits am Ackern, freundlicherweise tatkräftig unterstützt von Viola, der hübschen Enkelin der Hausbesitzerin, die im dritten Stock eine der Wohnungen mit Eckbalkon bewohnt. Ihre rüstige Großmutter, die den gesamten vierten Stock allein bewohnt und Moritz an die Schauspielerin aus den Schwarzweißfilmen mit Miss Marple erinnert, hat sie vorgestern freundlich begrüßt und das traditionelle Geschenk zum Einzug – Brot und Salz – in einem kleinen Körbchen herunter gebracht.

Moritz weiß nicht mehr zu sagen, wie oft er seither in den Fahrstuhl gestiegen ist – mit Stehlampe oder einer Sackkarre voller Kartons. Nur gut, dass sie nach ihren erfolgreichen Examen einige Wochen frei und somit Zeit haben, ihrem guten Freund Oliver beim Umzug zu helfen.

Obwohl Moritz sportlich und kräftig genug ist, setzt ihm das Möbelschleppen, Sackkarre-Fahren und Treppensteigen langsam zu. Am anstrengendsten aber ist die räumliche Trennung von Lotta. Er vermisst sie und vor allem das Gefühl, das sie ihm gibt: das Gefühl, komplett zu sein.

Die viereinhalb Tage sind ihm wie eine Ewigkeit vorgekommen, vor allem, weil er sich in den letzten Wochen so sehr daran gewöhnt hat, jeden Abend rundum glücklich neben Lotta einzuschlafen und am nächsten Morgen entspannt neben ihr aufzuwachen.

Schon um Ablenkung zu haben und sie nicht allzu sehr zu vermissen, hat er der Bitte von Olli entsprochen und ist am Freitag mit ihm und Basti zusammen mit dem geliehenen Sprinter die siebenhundert Kilometer von Bremen nach Freiburg gefahren. So muss er nicht die leere Wohnung in Hamburg ertragen, während Lotta einen Fortbildungskurs in Frankfurt absolviert.

Natürlich, er hätte zurück nach Bremen in seine alte Studentenbude ziehen und Basti Gesellschaft leisten können, dessen Verlobte Maja derzeit in Stockholm weilt. Es ist noch nicht ganz geklärt, ob sie zu Basti nach Bremen oder er zu ihr in die schwedische Hauptstadt ziehen wird. Aber das ist etwas, an das Moritz im Moment gar nicht denken möchte.

Als nächstes, das hofft er jedenfalls, wird er selbst es sein, der Umzugshelfer benötigt. Seit Ende April sind er und Lotta bereits auf der Suche nach einer neuen Wohnung, drei Zimmer mit Balkon, aber das ist im Hamburger Westen ein fast genauso schweres Unterfangen wie in der altherwürdigen Studentenstadt Freiburg im Breisgau.

Zu ihrer Studentenzeit hätte Olli sich wohl auch nie eine solche Wohnung ganz für sich allein leisten können; aber selbst ohne seine Ex-Freundin, die ihn direkt vor dem Examen für einen BWL-Dozenten verlassen hat, wird er es mit dem vergleichsweise gut bezahlten Job als Doktorand für Mathematik inklusive Lehrauftrag gut in dieser neuen Wohnung aushalten können. Und, wenn Moritz richtig vermutet, ist Olli sowieso längst über seine Ex hinweg.

„Wenn ihr mögt“, hört er da Violas helle Stimme über sich, als er um die letzte Biegung der Treppe kommt und den Couchtisch vorsichtig auf dem Absatz vor Ollis Wohnung abstellt, „dann kommt doch nachher um Zwei zum Mittagessen. Meine Oma hat Lasagne vorbereitet.“

„Vielen Dank“, antwortet Olli sofort. „Die Einladung nehme ich gerne an. Aber leider erst nachdem ich meine Freunde zur Bahn gebracht habe.“

Moritz kann nicht umhin, eine gewisse Befriedigung in seiner Stimme zu hören. Oder bildet er sich das nur ein, genau wie die Blicke, die Olli der ein bisschen rundlichen, aber nichtsdestotrotz ausgesprochen hübschen Viola zuwirft?

„Dann können wir ja zusammen fahren“, freut sich Viola. „Ich bringe Oma auch zum Zug. Sie fährt zu meiner Tante, die in Wedel bei Hamburg wohnt.“

„Wunderbar“, lächelt Olli und hält Moritz mit einem siegessicheren Zwinkern die Tür auf. „Dann wäre das ja geklärt.“

„Vorsicht“, warnt Moritz leise im Vorbeigehen. „Du bist gerade erst eingezogen und willst es dir doch nicht gleich mit der Besitzerfamilie verscherzen.“

Olli grinst schief, sieht dabei aber Viola hinterher, die winkend und einladend mit den runden Hüften wackelnd die Treppe hinaufgeht. Im dritten Stock wird sie von ihrer eher scheuen Mitbewohnerin Karen empfangen. Moritz hört, wie hinter der geschlossenen Wohnungstür ein mädchenhaftes Kichern aufbrandet.

„Oh je!“ murmelt Basti, der soeben schwitzend aus der Wohnung zurückkehrt.

„Bin ich froh, dass wir das hinter uns haben. Oder was meinst du?“

Moritz zuckt unbestimmt mit den Schultern. Hat er es wirklich hinter sich? Nun, er wohnt seit kurzem mit Lotta zusammen und plant mit ihr ein gemeinsames Leben in Hamburg, wo er ab August an einem altsprachlichen Gymnasium eine Stelle als Referendar für Sport und Mathematik hat. Aber wer sagt denn, dass es für sie eine gemeinsame Zukunft gibt?

Auch wenn er sich ein Leben ohne sie nicht mehr vorstellen kann, ist das die Garantie dafür, dass sie es schaffen werden? Sein Glück mit Lotta macht ihm Angst, genau wie er sich jetzt ohne sie nur wie ein halber Mensch fühlt. Es ist so gut und wunderbar richtig mit ihr, dass er fürchtet, mit einem Paukenschlag aus seiner rosaroten Wolke zurück in die harte Wirklichkeit gerissen zu werden, bald schon. Oder ist das nur ein Anflug von Paranoia?

Nachdenklich geht er hinter Basti die Treppe hinunter, um den Rest der Kartons aus dem Sprinter zu holen. Sie haben noch eine gute Stunde, bis sie mit der Straßenbahn zum Bahnhof fahren müssen. Er hat noch gut drei Stunden auszuhalten, bis er in Lottas Gegenwart endlich wieder komplett ist.

Sindbad lud sich die Bürde auf und verfolgte den ihm angegebenen Weg. Dieser führte ihn an dem Hause Sindbad des Seefahrers vorüber, und da der Träger sehr ermüdet war, so legte er seinen Päckchen nieder, um ein wenig zu ruhen... Er sah in das Haus hinein und erblickte viele Diener und Sklaven und die feinsten Speisen und allerlei Gewürze, wie man es gewöhnlich nur bei Königen und Sultanen findet...

Zielperson

Der sportliche junge Mann seufzte und streckte sich in seinem blauen Polstersitz am Fenster. Das dicke abgegriffene Buch lag aufgeschlagen vor ihm auf dem ausgeklappten Tisch, weithin erkennbar als das Hauptwerk Friedrich Nietzsches,

das genauso zu seiner Tarnung gehörte wie die modischen Turnschuhe, die Schirmmütze, die Nickelbrille, der schäbige Parka am Haken über ihm und der praktische Rucksack mit dem roten Ansteck-Pin daran, auf dem ein Konterfei von Che Guevara kühn gen Zukunft blickte.

Von seinem Platz hatte er den Durchgang zum Speisewagen gut im Blick, wo jeden Moment Dietze auftauchen würde, der ihre Zielperson bereits in Zürich auf dem Bahnsteig ausgemacht hatte, sodass Rob sich gleich nach Abfahrt des Zuges unauffällig auf Position begeben konnte, während Dietze und er selbst die Absicherung und weitere Planung machten. Im nächsten Bahnhof würden sie sich als vermeintliche Raucher kurz auf dem Bahnsteig treffen und abstimmen.

Der Plan war simpel – bei der ersten Gelegenheit diesseits der Grenze konnte es losgehen. Spätestens in Frankfurt mussten sie beginnen. Denn dort, so hatten sie abgemacht, würden sie sich auch mit der Observierung ablösen, um keinen Verdacht zu erregen.

Rob machte die Observierung bis Freiburg und saß nun schon seit knapp zwei Stunden beim verspäteten Mittagessen im Speisewagen, während es ihm selbst zukam, hier am Beginn der 2. Klasse den Fluchtweg in die andere Richtung abzusichern. Der schwerste Teil des Auftrags aber lag noch vor ihnen; oder vielmehr: vor ihm.

Der junge Mann unterdrückte ein Seufzen und nahm das dicke Buch wieder zur Hand, auch wenn er bisher keine einzige Seite gelesen – und selbst wenn, noch weniger verstanden – hatte. Es kam nur darauf an, bis zum Zugriff seine Rolle zu spielen und den Anschein zu wahren, nur ein harmloser Student zu sein.

Das Lesezeichen in dem dicken Buch zeigte das grüne Gesicht des berühmtesten Jedi-Meisters, was die Ambivalenz eines Philosophie-Studenten mit Nietzsche unterm Arm aber Star Wars im Herzen darstellen mochte, wenn jemand mehr als einmal hinsah. Niemand, nicht einmal sein neues Team, ahnte, wer er wirklich war. Er war ‚Luke‘, aber das wusste nur sein altes Team, seine Kameraden, die damals genau wie er durch die Hölle gegangen waren.

Während der Schnellzug weiterhin mit über hundertfünfzig Stundenkilometern nach Norden rollte und nicht überzeugte, wirklich wie auf den Displays an den Eingängen angezeigt bald Mannheim und danach die Bankmetropole Frankfurt

am Main zu erreichen, ging der sportliche junge Mann den Plan im Geiste noch einmal durch.

Schritt für Schritt sagte er sich innerlich die Handlungen auf, die ihn auf einen Schlag zu einem geachteten Mitglied seiner neuen Truppe machen würden. Er hasste es, der Neue zu sein und von seinen neuen Kameraden – und wohl auch von den Vorgesetzten – nicht ernst genommen zu werden. Aber heute würde er das Blatt wenden, selbstverständlich zu seinen Gunsten. Ab morgen würde er zur Truppe dazu gehören, ein Teil des Teams sein und von den Kameraden ernst genommen werden.

Er schluckte, als ihm bewusst wurde, dass er immer noch die Wörter ‚Truppe‘ und ‚Kameraden‘ gebrauchte, auch wenn von beiden kaum noch etwas übrig war – seit dem Tag vor sieben Jahren, als Frido zum Krüppel wurde.

Unbarmherzig sprangen die Bilder und Erinnerungen plötzlich wieder vor sein geistiges Auge und ließen ihn schwerer atmen. Es war ihm, als ob er wieder die Granaten pfeifen hörte, die peitschenden Gewehrschüsse und das Krachen der Mauern, als das Dach einstürzte.

Er zwang sich, nicht daran zu denken. Er konnte es jetzt nicht gebrauchen, dass er vom posttraumatischen Stress im Würgegriff gehalten und damit um seine Zukunft gebracht werden würde. Doch das war leichter gedacht als getan.

Wie schüttelte man seine Dämonen ab, die zu einem gehörten wie der eigene Schatten? Das war eine der wichtigsten Fragen, die auch ein noch so guter Therapeut nicht beantworten konnte.

Der sportliche junge Mann, den sein bester Freund einst ‚Luke‘ getauft hatte, blätterte lustlos eine Seite um, während er im Geiste den verabredeten Plan durchging. Er war gut vorbereitet, er hatte alles dafür getan, vorbereitet zu sein. Anders als damals würde er nie wieder unvorbereitet in eine Aktion gehen.

Er schob unauffällig eine Hand in die Tasche seines Parkas, der neben ihm am Haken hing. Er spürte das Insulinbesteck in seinem Etui, die kleine Tube und den metallenen Gegenstand.

Alles war da, wo es sein sollte. Es konnte losgehen, sobald Rob meldete, dass sich die Zielperson in einer günstigen Position befand. ‚Luke‘ zog die Hand aus der Jackentasche, die sich um sein Smartphone geschlossen hatte, und prüfte die neuesten Meldungen.

*„Abwarten“, hatte Rob geschrieben. „Nicht vor Freiburg möglich.“
„Luke“ unterdrückte einen Seufzer und überlegte, ob er es wagen konnte, eine Nachricht an Frido zu senden. Sein bester Freund würde es wissen wollen, dass er unterwegs war in den Norden. Und er würde sich mit ihm freuen, wenn er nach der erfolgreichen Operation belobigt und respektvoll vollends in seinem neuen Team angekommen sein würde.*

Christoph Habermas reicht der grauhaarigen Dame hilfsbereit seinen Arm. Sie gelangt wohlbehalten auf dem Bahnsteig an, der um diese frühe Nachmittagsstunde gut gefüllt ist.

Über die Köpfe hinweg sieht Christoph, dass sich besonders vor den Türen der 2. Klasse die Studenten stauen, die – wie die beiden dunkelhaarigen Studenten aus dem Speisewagen – nach dem langen Himmelfahrtswochenende aus dem Süden zurück in die altherwürdige Universitätsstadt am Rande des Schwarzwalds kommen, während andere sich offenbar die kommende Woche als letzte Auszeit vor den Prüfungen nehmen und nach Norden zu ihren Familien fahren. Christoph sieht vor allem junge Damen in sommerlich luftiger Kleidung, die bei Bianca und Ricardo in die 2. Klasse strömen, während der Mann mit dem grau melierten Vollbart aus dem Speisewagen in die 1. Klasse wechselt. Christoph sieht, dass auf dem dicken Buch unter seinem Arm goldene Schriftzeichen vier Zahlen umgeben: 1-0-0-1.

Während Christoph noch überlegt, ob es sich bei dem Buch um eine originalsprachliche Ausgabe von *Tausendundeine Nacht* handelt, wird er von einem ein wenig aggressiv klingenden Räuspern aufgeschreckt. Zwei schlanke und sorgsam geschminkte Mädchen reichen ihm wortlos ihre voluminösen Designer-Reisetaschen und lassen sich in den Zug helfen. Christoph sieht, dass sie sich wie selbstverständlich in Richtung der Plätze 1. Klasse wenden und nicht in den Speisewagen gehen, wie er es fast erwartet hat.

Als nächstes steigt ein rotblonder Mann im hellbraunen Kamelhaarmantel ein, in dem Christoph einen der Raucher aus Wagen 10 erkennt, die an jedem Halt

hastig die Raucherzone auf dem Bahnsteig aufsuchen und für die kurze Dauer von zwei Minuten so viele Glimmstängel wie möglich inhalieren.

Christoph unterdrückt ein trockenes Husten, als ihn der Schwall kalten Rauches streift, und hilft stattdessen einer weißhaarigen Frau mit Koffer, die für eine rundliche Rentnerin mit Hang zum Doppelkinn einen erstaunlich sportlichen Eindruck macht, aber wie beinahe alle Senioren unruhig und überhastet die Treppenstufen hinauf will.

Zwei junge Männer mit blondem Haar und sehr wohlgeformten Hinterteilen in Jeans an athletisch trainierten Körpern eilen hinzu und stützen sie hilfsbereit, noch bevor Christoph zugreifen kann.

„Geht schon“, murmelt der kleinere der beiden Blondes, dessen Augen ein so faszinierendes Malachitgrün aufweisen, dass Christoph einen Moment sprach- und bewegungslos in das hübsche schmale Gesicht mit der geraden Nase und den hoch und ebenmäßig geformten Wangenknochen starrt.

Sein Gegenüber schüttelt sich lässig das volle sommerblonde Strubbelhaar mit feinem Rotstich aus der Stirn und lässt sich dann von dem anderen, etwa 1,85m großen Blondes den Koffer der weißhaarigen Frau heraufreichen. Christoph ist immer noch zu perplex um zu reagieren, sodass der zweite Blonde grinsend und mit einem amüsierten Blitzen in den nussbraunen Augen an ihm vorbei tritt und seinem Begleiter und der alten Frau in den Großraum folgt.

„Ich muss gestorben sein und bin im Himmel“, schießt es Christoph durch den Kopf. „Verzeih mir, Jérôme“, fügt dann rasch hinzu und schüttelt sich, um die Starre aufzulösen.

Die beiden Blondes mögen zwar optisch jedem Männertraum entsprechen; ihrer Kleidung und der Art nach, wie sie sich bewegen, sind sie jedoch nicht an ihm interessiert und – zumindest im Fall des Kleineren – längst in festen, leider weiblichen Händen, was Christoph messerscharf aus seinen Worten „ich hoffe, Lotta erreicht in Frankfurt den Zug“ und der schelmischen Antwort „muss Liebe schön sein“ schließt, die der andere im Gehen über die Schulter wirft.

Seufzend und mit leichtem Bedauern wendet Christoph sich ab und schließt mit dem Zentralschlüssel den Kasten auf, hinter dem die Verriegelung der Türen für diesen Teil des Zuges verborgen ist. Mit einer Hand am Haltegriff blickt er auf den Bahnsteig hinaus, sieht Ricardo weiter vorne die Hand heben und Bianca

mit der Kelle winken. Rasch zieht Christoph den Kopf zurück und betätigt den Hebel, der mit einem leisen Zischen die Türen verschließt.

Als der Zug anruckt und langsam losrollt, ist der Kasten wieder ordnungsgemäß abgeschlossen. Christoph atmet tief durch und macht sich bereit für den Rundgang, der ihn zur Fahrkartenkontrolle durch Wagen 9 – und damit an den zwei Blondinen vorbei – bis zur Zugspitze führen wird.

Bevor er losgeht, zieht er einer plötzlichen Regung folgend jedoch sein Smartphone aus der Brusttasche und blickt einige Minuten lang auf das Foto, das auf dem Display aufleuchtet. Kann er es Jérôme verdenken, dass er zu seinem wahrlich atemberaubenden Körper mit dem knackigen Hintern nicht auch noch malachitgrüne Augen hat?

Bauchgefühl

Es hatte alles geklappt wie geplant. Der Mann ohne Vollbart schloss für einen Moment die dunklen Augen und versuchte seinen Atem zu beruhigen. Er hatte an alles gedacht. Der Koffer war in Zürich zurückgeblieben, wo er in der neuen Aufmachung und nur mit der Notebooktasche über der Schulter einen Wagen der 1. Klasse betreten hatte.

Der Schaffner hatte ihn kurz gemustert, ein bisschen nachdenklich vielleicht, aber ohne Interesse und – was viel wichtiger war – ohne Erkennen. Der Trick hatte perfekt funktioniert. Er war in seiner neuen Rolle, und das bedeutete, dass es nun kein Zurück mehr gab. Wenn sie den Koffer fanden, dann würden sie ihn an den Mann schicken, dessen Adresse er sich schon vor einer Woche aus dem Internet herausgesucht hatte. Nie würde vermutet werden, dass ausgerechnet er den Koffer samt Inhalt ausgesetzt hatte.

Der Mann ohne Bart sah kurz auf, als die neuen Fahrgäste den Gang entlang kamen und ihre Plätze einnahmen. Er war erstaunt und, gelinde gesagt, ein bisschen erschrocken, als er den schlanken Mann mit Vollbart und Tweed-Anzug an sich vorbeikommen sah. Dies war ein kritischer Moment.

Kurz war der Mann ohne Bart versucht, aufzustehen und wegzugehen. Aber dann erinnerte er sich, dass ihn in seiner neuen Maskerade niemand erkennen würde, der nur sein altes Foto kannte. Und mit der dick umrandeten Brille im schmal gewordenen Gesicht würde auch Rafik nicht einmal im Traum vermuten, dass sie ein weiteres Mal, und diesmal sogar buchstäblich, im selben Zug saßen. Darum blieb er ruhig sitzen, als sich der Neuankömmling gegenüber von einer weißhaarigen Frau mit Doppelkinn am Zweier-Tisch direkt vor ihm niederließ. Er hörte, wie der Mann im Tweed-Anzug mit der Frau sprach, belangloses Zeug, das ihm jedoch die Gewissheit brachte, dass er unerkant hier sitzen bleiben konnte, bis es Zeit war, den Zug zu wechseln.

Wie schon so oft war er am sichersten, je näher er der Gefahr war. Gleichzeitig war es ein geradezu beruhigendes Gefühl, den alten Freund so nah zu haben, so wenig dieser auch davon wusste. Der Mann ohne Bart war erstaunt über sich selbst, wie sehr er diese Nähe genoss – ein allerletztes Mal, bevor er sich vollends in das neue Leben stürzen würde. Denn dort – das wusste er noch allzu gut von früheren Erlebnissen – gab es keine Freunde; dafür gab es Brüder und das war wichtiger. Es war das Leben, für das er sich entschieden hatte. Und er war keiner, der seine eigenen Entscheidungen widerrief – egal, wie gefährlich oder hart es dadurch für ihn wurde.

Ein Schauer fuhr ihm über den Rücken, als er den Zweifel in seinen Gedanken bemerkte. Wie kam es, dass allein die Gegenwart von Rafik ihn zum Wanken brachte? Er zwang sich, an etwas anderes zu denken und betete im Stillen die Schahāda. Sofort wurde er wieder ruhiger, auch wenn er sich sehr beherrschen musste, nicht die typischen Bewegungen zu machen, die zum Gebet gehörten.

Als der Schaffner vorbeikam und die Fahrscheine der zugestiegenen Gäste kontrollierte, hatte sich der Mann ohne Bart wieder ganz in der Gewalt. Er zog sein Notebook hervor, das auf dem neuesten Stand der Technik und mit einem Sichtschutz für den Bildschirm ausgestattet war. Niemand konnte mitlesen, als er sich seine Zugbuchung ansah und danach in eine Datei wechselte, die ihn mit den wichtigsten Informationen über seine neue Position vertraut machen sollte. Sie waren verschlüsselt gewesen, aber mithilfe von Schiller hatte er den Klartext lesbar gemacht.

Es war sträflich, dass er diese geheime Datei nicht sofort nach Erhalt und dem ersten Lesen und Auswendiglernen vernichtet hatte. Sicherheit wurde groß geschrieben, da, wo er hinging. Aber aus langjähriger Erfahrung wusste er, dass nichts so sicher war, wie direkt unter der Nase des Feindes in ruhiger Art zu agieren. Dadurch fiel er am wenigsten auf und hatte es all die Jahre geschafft, unentdeckt und vor allem ungefasst zu bleiben.

Er hatte noch zwei weitere Dateien, die er eigentlich nicht mehr haben durfte. Eine davon war alt, die andere war neueren Datums und hatte ihm alle Infos zu den Neuen gegeben, die es zu besiegen gab, wenn er seine Position nachhaltig festigen wollte. Es hatte ihn einige Zeit und Mühe gekostet, die Verschlüsselung zu überwinden; aber er war nicht umsonst ein naturbegabter Mathematiker. Schon deshalb und weil er darüber hinaus seit Kindertagen eine Affinität zu Chemie und Physik hatte, war er in Khaleds Augen der ideale Kandidat.

Dazu war er ‚der Netzwerker‘ – ein Beinamen, der sogar bis zu den verhassten Amerikanern durchgedrungen war, auch wenn diese kaum wussten, warum er diesen ehrerbietig gemeinten Titel trug.

Schon deswegen war zu befürchten, dass man von ihm nun geradezu Wunder erwartete. Er wusste, dass er maßgeblich dazu beitragen sollte, die Stellung und vor allem die Macht der Bruderschaft zu festigen und gegen den medieneilen neuen Rivalen zu verteidigen. Und dazu brauchte er schnellstens Verstärkung und nicht zuletzt einen adäquaten Ersatz für den unglücklichen Karim, dessen Tage gezählt sein würden, sobald Khaleds geheimer Abgesandter das Land im Norden erreichte. Ähnlich wie ihr bester Waffenlieferant war der ‚Skorpion‘ ein Phantom, sodass nicht einmal er selbst dessen Identität, geschweige denn das Äußere des Auftragskillers kannte.

Daher war es umso wichtiger, dass er selbst von nun an keinen einzigen Fehler mehr machte, wenn er nicht genauso enden wollte. Und er hatte beschlossen zu leben, damals in jener schrecklichen Nacht, der dunkelsten seines Lebens.

Für einen Augenblick fröstelte der Mann ohne Bart, als ihn mit einem Mal die Erinnerung überfiel... Die Schläge waren ärger als Peitschenhiebe... Er war vor Hunger, Müdigkeit und Ärger wie eine Leiche, in eine dunkle Zisterne zu Leichen geworfen, und hatte eine schlimme Nacht, war hungrig und durstig, und befand sich in solcher Dunkelheit, dass er den Tag nicht von der Nacht unterscheiden

konnte... Er dachte: ‚werde ich gerettet, so ist es eine Fügung Gottes; gehe ich unter, so ist meine Qual zu Ende‘.

Mit aller Gewalt schüttelte er die Erinnerung von sich und formte lautlos jene Worte, die ihn damals gerettet hatten: ‚Es gibt keinen Schutz und keine Macht außer bei Allah!‘

Er hatte gar nicht bemerkt, dass er einen Zettel hervorgezogen und ein paar Worte darauf geschrieben hatte – wohl gewählte Worte, wie er nun feststellte, als er sich die Worte durchlas. Sie waren es, die ihn gequält hatten; denn es war ihm nicht möglich gewesen, diese Worte loszuwerden – bis jetzt.

Er knüllte den Zettel zusammen und schob ihn unauffällig auf den leeren Sessel vor sich, als er sich vorbeugte und zum Schein seinen Schuh band. Er fühlte sich leichter, sodass er sich wieder seinen Studien zuwenden konnte. Er musste gut vorbereitet sein; denn Fehler würden auf keinen Fall verziehen werden – nicht nach allem, was vorgefallen war; und ihm schon gar nicht, wenn Khaled sich an damals in Karāda erinnerte...

Der Mann ohne Bart verspürte einen kalten Schauer, der ihm über den Rücken kroch und seine feinen Nackenhaare aufstellte. Er durfte nicht versagen, nicht jetzt, nie, niemals. Es war ein offenes Geheimnis, dass Versager ihr Recht auf Leben in ihren Reihen verwirkt hatten. Somit war so schnell wie möglich Ersatz zu finden und mit der entsprechenden gnadenlosen Ausbildung zu beginnen. Doch wen sollte er für die frei gewordene Position vorschlagen?

Der Mann ohne Bart las eine Weile, nachdem er sich unauffällig vergewissert hatte, dass niemand mitlesen konnte und sich auch keiner für ihn interessierte. Dennoch blieben seine Nackenhaare aufgestellt, was er immer als Zeichen für bevorstehende Gefahr gewertet hatte. Dieses seltsame Ziehen in seiner Magengegend, das dieses unbestimmte Gefühl der Bedrohung stets begleitete, hatte ihm damals das Leben gerettet.

Erneut fühlte er sich gepackt von der Erinnerung, die sich über den Horizont aus seinem Unterbewusstsein empordrängte... Als die Sonne sich zum Untergang neigte, verfinsterte sich auf einmal die Luft, wie wenn sie von einer dunklen Wolke bedeckt gewesen wäre. Großes Erstaunen über diese Erscheinung befiel ihn, denn es war Sommer; er entdeckte aber, dass die Erscheinung von so etwas wie einem Vogel von außerordentlicher Größe herrührte... Erneut verspürte er

die Hitze, schmeckte den Staub und den metallischen Beigeschmack von Blut in seinem Mund und sah seine Brüder in alle Himmelsrichtungen auseinander eilen und in Deckung gehen.

Er selbst, so erinnerte er sich, war zu Boden gestürzt, wo er gestanden hatte. Es hatte eine Ewigkeit gedauert, bis er wieder hören und sehen konnte. Er war wie tot gewesen, zum zweiten Mal in seinem Leben, und hatte stundenlang still und stumm im atemraubenden Staub der Trümmer gelegen. Durch puren Zufall war er gerade dadurch dem wahrlich verheerenden Luftschlag der Amerikaner entgangen und hatte es mithilfe seines weit verzweigten Netzwerks geschafft, sich ins Ausland abzusetzen.

Als das Ziehen stärker wurde, klappte der Mann sein Notebook zu, verstaute es mit ruhigen Bewegungen und sah sich dabei vorsichtig nach allen Seiten um. Ob ihn der Blonde mit dem rötlich schimmernden Blondhaar über seine Fußballzeitschrift hinweg beobachtete? Und was war mit dem älteren Mann, der hinter dem Mann mit dem hellen Kamelhaarmantel saß, und augenscheinlich gebannt auf sein aufgestelltes iPad starrte?

Der Mann ohne Bart entschloss sich, es einfach zu riskieren. Außerdem musste er tatsächlich einem menschlichen Bedürfnis nachkommen. Mit der Tasche über der Schulter und dem Mantel über dem Arm stand er auf und ging in Richtung des Speisewagens, wo er beim Einsteigen die nächst gelegenen Toiletten ausgemacht hatte.

Er atmete erleichtert auf, als sich die Tür hinter ihm schloss. Er war allein in der engen Kabine, deren Boden feuchte Flecken aufwies. Er erleichterte sich und wusch sich die Hände mit der leicht klebrigen weißen Seife, bevor er die Tasche vom Haken hinter Tür nahm und einen Blick auf seine Armbanduhr warf.

Noch zehn Minuten, bis der Zug in den Bahnhof einfahren würde. Er hatte das Gefühl, dass er diesen Zug dringend verlassen musste. Der nächste Halt war geradezu ideal dafür, und das nicht nur, weil er dort einen Anschlusszug erwischen konnte. Im Gewühl würde er untertauchen und mögliche Verfolger abschütteln. Unbehelligt würde er, sofern der Anschlusszug pünktlich abfuhr, nach nur fünf Minuten Aufenthalt weiterfahren und unerkannt an sein Ziel gelangen, während mögliche Späher das Nachsehen haben würden.

Mit einem zufriedenen Lächeln öffnete er die Tür und trat hinaus auf den Gang, wo er sogleich mit einem anderen Fahrgast zusammenprallte. Im ersten Augenblick war es wie ein Schock und als ob sich seine Befürchtungen bewahrheitet hatten. Der Mann ihm gegenüber trug einen sauber gepflegten Vollbart, eine dunkelrote Krawatte zum gestärkten weißen Hemd, einen biederen Tweed-Anzug mit Lederbesätzen an den Ellenbogen und eine Lesebrille an einer dünnen goldenen Kette um den Hals. Er wirkte angespannt und in Eile – und, war da die Spur von Ärger, die in den so bekannten dunklen Augen aufblitzte, oder war das nur der Geist einer Erinnerung an vergangene Zeiten?

Der Mann ohne Bart hielt unwillkürlich die Luft an und suchte im Gesicht des Anderen nach einem Funken des Erkennens. Aber entweder hatte der Andere ihn nicht erkannt oder – schlimmer noch – er hatte ihn vergessen. Wut wallte in dem Mann ohne Bart auf, doch es gelang ihm sich zu besänftigen. Er durfte nun keinen Fehler machen.

Abwartend blickte er den Anderen durch seine Brillengläser und leicht von unten her an. Der Mann mit dem Vollbart reagierte nicht, jedenfalls nicht so, dass es eine Gefahr gewesen wäre – im Gegenteil: Er lächelte freundlich und trat einen Schritt zur Seite, um Platz zu machen. Sie warfen sich stumm einen beinahe entschuldigenden Blick zu, bevor sie aneinander vorbei ihrer Wege gingen.

Wieviel Qual ohne Ruhe, während andere den Schatten des Glückes genießen. Ich lebe in täglichen Beschwerden und Sorgen, und übergroß ist meine Last.

Anderer sind selig ohne Leid, und nie gibt ihnen das Schicksal eine Last, wie mir, zu tragen. Sie sind immer vergnügt im Leben, haben Reichtum und Ansehen, Essen und Trinken...

Aber unser Leben und Schicksal ist sehr verschieden, ihre Bürde gleicht der meinigen nicht!

Agatha Mellies sinkt nervös in ihren breiten Polstersitz. Der Abschied von Viola und dem höflichen neuen Mieter ist kurz und schmerzlos gewesen. Agatha ist dankbar und einigermaßen beruhigt, dass der junge Mann sie in einem kurzen unbeobachteten Augenblick zur Seite genommen und „ich benehme mich und werde auf sie aufpassen, versprochen“ geflüstert hat.

Aber das ist es nicht, weshalb sie sich unwohl fühlt. Der Großraumwagen ist zur Hälfte mit Fahrgästen gefüllt. Sie kennt keinen davon außer den dreien in ihrer unmittelbaren Nähe. Ihr Reisekamerad Professor Shahin, ein schlanker Mann mit Tweedanzug, Vollbart und warmen dunkelbraunen Augen, sitzt ihr gegenüber auf der anderen Seite des kleinen Tisches und hat gerade ein dickes Buch mit arabischer Schrift aus seiner Aktentasche gezogen, nachdem er hilfsbereit auch ihren Koffer in die Gepäckablage gehoben hat. Auf der anderen Seite des Ganges sitzen die beiden Freunde des neuen Mieters auf den Fensterplätzen einer Vierergruppe mit Tisch und haben ein modernes kleines Telefon und eine Sportzeitschrift für Fußballfreunde vor sich liegen. Dennoch fühlt sie sich beobachtet, auch wenn sie nicht genau weiß, von wem und warum.

„Es tut mir leid, meine Verehrteste“, sagt ihr Reisekamerad leise und deutet auf sein Buch, „aber ich muss meinen Vortrag noch ein wenig ausarbeiten. Wenn Sie gestatten, werde ich das jetzt tun, ja?“

„Selbstverständlich“, nickt Agatha und zieht die Thermoskanne sowie ihre drei Bücher aus ihrer Tasche, den Dürrenmatt samt Notizbuch und je einen Klassiker von Agatha Christie und Patricia Highsmith, die vom Titel her gut zu einer Fahrt mit dem Zug passen. „Ich bin versorgt.“

Sie trinkt etwas Tee und taucht ein in die kribbelnd spannende Szene, in der Kommissär Bärlach auf einem Operationstisch festgebunden dem grausamen Mörder ausgeliefert ist. Nur unterbrochen von einem Besuch auf der Toilette und vom Schaffner der 1. Klasse, der adrett gekleidet neben ihr erscheint und mit leiser Stimme nach den Fahrscheinen fragt, liest Agatha den Kriminalroman zu Ende und macht sich nebenbei Notizen in ihr Lesezirkel-Buch, um später eloquent mit dem Professor über den *Verdacht* sprechen zu können.

„Entschuldigung“, sagt kurz hinter Karlsruhe ein Mann im Kamelhaarmantel zu ihr, der durch die Bewegung des Zuges im Vorbeigehen kurz aber schmerzfrei gegen ihre Schulter gestoßen ist.

Agatha nickt knapp und liest die letzte Seite des Nachworts zu Ende, bevor sie ihre abschließenden Notizen macht. Im Bahnhof von Mannheim beginnt sie mit der Geschichte über einen amerikanischen Architekten, dem ein Fremder vorschlägt, mit dem Austausch ihrer Morde das perfekte Verbrechen zu begehen. Ihr Reisekamerad bestellt bei der vorbeikommenden Kellnerin einen Kaffee an den Platz und arbeitet immer noch an seinem Vortrag, als im Highsmith-Krimi der erste Mord – an einer scheidungsunwilligen Ehefrau – gerade begangen worden ist.

Der Kaffee kommt erst, als Agatha vor dem Fenster bereits die Skyline von Frankfurt näherkommen sieht. Auch sie verspürt nun Appetit und holt ihr Sandwich heraus. Ein kräftiger Mann in schwarzer Multifunktionsjacke wandert an ihrem Tisch vorbei in Richtung Speisewagen und streift Agathas Schulter. Etwas Preiselbeersauce tropft auf das Buch in ihrem Schoß, als der breitschultrige Mann im hellen Kamelhaarmantel zurückkehrt und direkt vor ihrem Tisch an einem sportlichen Studenten mit Baseballkappe und Parka vorbeigeht und dabei gegen sie stößt.

Sein rechtes Handgelenk landet kurz unterhalb von Agathas Schlüsselbein, wo leicht pochend ein blauer Fleck zurückbleibt, als der große Mann sich wieder aufrichtet. Auch er murmelt eine Entschuldigung und verlässt zwei Minuten später im Bahnhof hinter dem Geschäftsmann mit Hornbrille und Notebooktasche, der hinter Agathas Reisekamerad gesessen hat, den Zug. Agatha sieht ihn auf dem Bahnsteig stehen und hastig rauchen.

Das ältere Ehepaar, das schräg vor Agatha gesessen hat, steht auf und begibt sich durch das Getümmel des Fahrgastwechsels in den Speisewagen, während der hilfsbereite 1.-Klasse-Schaffner einer jungen Frau mit ihrem Kinderwagen die Stufen in den Waggon hinaufhilft und samt Kleinkind in ein Familienabteil der angrenzenden 2. Klasse bugsiert.

Agatha kümmert sich nicht weiter darum, genauso wenig wie sie sich für den Hübscheren der beiden Blondes interessiert, der mit erwartungsvoller Miene und einem Leuchten in den grüngrauen Augen zur Tür geht und dort offenbar auf jemanden wartet. Sie säubert ihr Buch sorgsam mit der Serviette, die unter dem leeren Kaffeebecher ihres Reisekameraden gelegen hat, und verfolgt ge-

spannt, wie der verzweifelte Architekt im Highsmith-Krimi sich dazu entschließt, den ihm zugedachten Teil des Handels auszuführen.

Sie nickt, als der Zug anfährt und ihr Reisekamerad sich mit einer gemurmelten Entschuldigung erhebt und erneut in Richtung Toilette verschwindet. Sie sieht nur kurz auf, als der zweite Blonde strahlend und in Begleitung einer zierlichen jungen Frau mit hübschem Gesicht, großen schokoladenbraunen Augen und kurzen kastanienfarbigen Locken zurückkommt.

Agatha erkennt mit geübtem Blick, dass die schwarze Lederjacke der schlanken Frau mit dem Hamburger Stadtwappen auf den Oberarmen zur Ausstattung der Streifenpolizei gehört und halb die dunkelblaue Uniform verbirgt, die Agatha aus ihrer liebsten Vorabend-Krimiserien kennt. Jetzt wird es interessant.

Mein lieber Rafik,

Erinnerst du dich noch? Es war der Sommer 1979, mitten in der Altstadt von Damaskus, als wir einander zum ersten Mal begegneten – mitten auf der Via recta. Du warst gerade auf dem Weg zur Umayyaden-Moschee, ich war von meinem Vater zum Suq al-Hamidiya geschickt worden, um seinen neuen Kaftan abzuholen und ein paar Lebensmittel einzukaufen. Ich weiß noch genau, wie wir uns gegenüberstanden und einander anstarrten. Hast du auch überlegt, ob du zur Seite weichen und mir den Weg gewähren lassen sollst?

Du warst in Eile, denn die Muezzin hatten bereits zum zweiten Mal „Eilt zum Gebet“ ausgerufen. Der Schall trug die Rufe von den anderen Moscheen mit leichter Verspätung zu uns, aber gleich einem vielstimmigen Chor hallte der Adhān durch die engen Straßen und echote melodisch in den Gassen.

Ich erinnere mich, dass du als Erster die Sprache wiedergefunden hast. Dein erster Satz – die Frage, warum ich nicht zum Salāt gekleidet sei – klang erstaunt und auch ein bisschen aggressiv.

Ich antwortete, gleichfalls erstaunt und ein wenig besorgt, dass ich nur zweimal am Tag bete; für mehr lasse mir meine Arbeit keine Zeit. Der jüdische Händler, für den ich damals arbeitete, hätte Verständnis gehabt, wenn ich alle fünf (und sogar die zusätzlichen drei) Gebete des Tages ausführte; aber von meinem Vater hatte ich gelernt, dass es wichtiger sei, Allah im Herzen zu tragen, und mich an-

sonsten ganz auf meine Ausbildung zu konzentrieren. Es grenzte schon an ein Wunder, dass ich eine Arbeit gefunden hatte, die sich gut mit meiner Schule vertrug; und der tüchtige Gewürzhändler Levy Bamberger war ein freundlicher und fairer Arbeitgeber, der gerecht und gut zahlte.

Ich brauchte das Geld, meine Familie brauchte es, da das Kaffeehaus meines Vaters nur wenig Gewinn abwarf. Und da ich vier Schwestern hatte, konnten wir jeden Piaster gebrauchen.

Ganz anders du, mein Freund. Dein Vater war wohlhabend, das sah ich dir auf den ersten Blick an. Dein Kaftan war aus feinem, seidendurchwirktem Stoff mit handgestickten Schriftzeichen darauf, die ‚Gott ist groß‘ und ‚Mohammed ist Allahs Gesandter‘ verkündeten. Ich beneidete dich, aber deine zweite Frage ließ mich nachdenken. Ich antwortete, dass ich ein ebenso guter Muslim sei wie alle anderen; denn ich betete praktisch in jeder Minute, in der ich zwischen den herrlich duftenden Gewürzsäcken im Lager von Levy Bamberger umhereilte und das Gewünschte für die Kundschaft zusammensuchte.

Deinen Gesichtsausdruck werde ich nie vergessen – überrascht, argwöhnisch und neugierig zugleich. Du fragtest nach meiner Familie; ich antwortete, dass meine Mutter bei meiner Geburt gestorben war und mein Vater mit uns fünf Kindern allein durchs Leben gehen müsse. Ob er sehr streng sei, hast du gefragt. Ich antwortete, dass ich mir keinen besseren Vater vorstellen könne.

Du sagtest, dass dein Vater streng und oft auch ungerecht sei in seiner Ungeduld und dem plötzlich aufwallenden Jähzorn. Du hast ihn in Schutz genommen, dass er wohl nicht anders könne, da er ja der Schwager des Muezzin von der Umayyaden-Moschee sei.

Deine ganze Familie sei streng gläubig und befolge die Regeln des Propheten, was dir manchmal nicht leicht falle, da du oft lieber ein paar Rechenrätsel lösen oder ein Buch lesen statt zur Moschee gehen wollest.

Ich sagte, dass mich die Magie der Zahlen fasziniere und ich auch gern lese – am liebsten die alten Geschichten aus 1001 Nacht. Du hast geantwortet, dass deine liebsten Geschichten die von Aladdin und Ali Baba seien, aber dass du auch mit Spannung die Erzählungen von Sindbad verschlungen hast.

‚Ehrlich wahr?‘ habe ich erfreut gesagt, ‚diese drei sind auch meine Lieblingsgeschichten. Ich träume immer davon, eines Tages eine Wunderlampe oder den Weg zur Wunderhöhle oder dem Diamantental zu finden.‘

Du hast gelacht und gesagt, dass Allah die Würdigen belohnt. Jedenfalls sage das dein Vater immer, wenn du ihm von deinen Träumen und Wünschen zu erzählen versuchtest. Doch dein Vater verstand nicht, wonach du suchtest; er konnte nicht begreifen, dass deine Schätze nicht von materieller Art waren. Du lebstest für die Mathematik und für das Abenteuer, genau wie ich für die Schönheit von Worten und Sprache.

Wir redeten weiter: über andere Geschichten wie die des Falken und des Raben oder die des Wolkenmanns, über Rechenaufgaben aus der Schule und logische Rätsel, über unsere Träume und Zukunftswünsche und alles Mögliche andere. Wir bemerkten gar nicht, dass der Muezzin verstummt war.

Das Nachmittagsgebet musste längst begonnen haben. Wir stellten erst fest, wie spät es geworden war, als uns aus Richtung der Moschee die Gläubigen entgegen kamen. Du hattest es plötzlich eilig, wohl weil dein Vater in der Menge der Gläubigen schwamm und direkt auf uns zu hielt.

„Morgen nach dem Zuhr-Gebet“, hast du mir noch zugeflüstert, „am Mausoleum Saladins.“ Dann warst du weg, verschwunden in der Menge der Gläubigen, die mit zufriedener und teils entrückter Miene nach dem Asr-Gebet zurück zur Arbeit oder nach Hause strebten.

Ich blieb noch eine Weile stehen und sah dir in meinen Gedanken versunken nach. Ich wusste, dass sich in diesem Moment mein Leben verändert hatte. Denn in dir hatte ich den Bruder gefunden, nach dem ich mich immer gesehnt hatte. Du warst mein Freund, mein Seelenverwandter. Warum, Rafik, warum konnte es nicht so bleiben?

Mit Handschlag verabschiedet sich Lotta von den übrigen Kursteilnehmern, als sie von MacDonnell ihr Zertifikat und die Glückwünsche als Beste des Kurses entgegen genommen hat. Kollege Arnold hat es gerade so geschafft, Brandau ist der Zweitbeste.

„Man sieht sich“, lächelt ein Kollege aus Hessen, als er ihr vor dem Trainingszentrum die Tür des Taxis aufhält und sich kameradschaftlich von Brandau und Arnold verabschiedet, die ebenso wie Lotta per Bahn zurück nach Hause fahren

werden. „Ich nehme das nächste Taxi, ich habe es ja nicht so weit. Kommt gut zurück und passt auf euch auf.“

„Danke, gleichfalls“, antworten Lotta und ihre zwei Kollegen aus Niedersachsen unisono, bevor sich die Tür schließt und das Taxi mit quietschenden Reifen losfährt und bei Dunkelgelb über die nächste Kreuzung rauscht.

„Sie brauchen Vettel keine Konkurrenz machen“, grinst Brandau an den Fahrer gewandt. „Der Zug fährt erst um achtundfünfzig.“

„Haben Sie eine Ahnung“, erwidert der Mann mit dem grauen Schnauzbart, „in der Stadt ist heute die Hölle los, *Urbanian Run*. Ich muss einen Umweg fahren, weil wegen der Laufstrecke mehrere Straßen für den Verkehr gesperrt sind.“

„Oh“, murmelt Arnold und grinst schief, „dann sollten wir wohl unser Blaulicht herausholen, sonst fährt der Zug noch ohne uns. An den *Run* habe ich gar nicht gedacht, als ich den Zug herausgesucht habe...“

„Wird schon schiefgehen“, antwortet Brandau. „Solange wir Uniform tragen, müssen sie uns mitnehmen. Notfalls nehmen wir einen Zug später. Oder habt ihr noch Termine?“

„Mein Freund sitzt in dem Zug“, antwortet Lotta. „Wir haben extra Plätze in einer Vierer-Sitzgruppe gebucht, damit wir alle zusammen fahren können. Sein bester Kumpel ist auch dabei.“

„Verstehe.“

„Wird schon schiefgehen“, wiederholt Brandau und gähnt. „Mann, ich könnte auf der Stelle einschlafen. Der Kurs war ganz schön anstrengend, was?“

Lotta und Arnold nicken und blicken schweigend aus dem Fenster, wo der Verkehr brav der Umleitung folgt und sich das Taxi nach der nächsten Kreuzung hinter einem Linienbus einreihen muss. Besorgt wirft Lotta einen Blick auf ihr Smartphone. Es ist schon viertel vor Vier und vom Hauptbahnhof ist noch nichts zu sehen. Soll sie Moritz anrufen und sagen, dass sie den späteren Zug nehmen wird?

„Gas“, befiehlt Arnold, als eine Ampel voraus auf Gelb schaltet. Auch er scheint es in den ICE 72 schaffen zu wollen. Der Taxifahrer gehorcht und ist bei Kirschgrün auf der Kreuzung und wenig später in der Karlsruher und Mannheimer Straße, bevor er mit quietschenden Reifen auf der Südseite des Bahnhofs hält.

Brandau bezahlt und lässt sich eine Quittung geben, während Lotta bereits ihre schwarze Lederjacke schließt und den Reisekoffer aus dem Kofferraum holt.

„Beeilung“, keucht Arnold, der wie Brandau eine Sporttasche über der Schulter hat, „wir müssen zu Gleis 8, da entlang.“

Der Zug rollt mit nur vier Minuten Verspätung ein, während sich Lotta und ihre beiden Kollegen noch durch das Gewühl im Bahnhof kämpfen. Mit zischenden Bremsen hält der ICE und öffnet seine Türen, als sie endlich das richtige Gleis erreicht haben. Der Strom aus einsteigenden und aussteigenden Passagieren ist beinahe undurchdringlich.

Doch dank Brandaus breiter Brust entsteht eine Schneise, die sie zu den Türen von Wagen 9 und 10 bringt, als gerade ein schlanker Mann mit Baskenmütze, Hornbrille, Wollmantel und Aktentasche die Stufen von Wagen 9 herabklettert. Er stockt kurz, als er sich plötzlich Brandau gegenüber sieht, tritt aber höflich zur Seite, um ihm Platz zu machen. Dabei kommt er ins Stolpern und greift halt-suchend nach Lottas Unterarm, während ihm die dunkel umrandete Brille auf die Nasenspitze rutscht und er sich mit der anderen Hand auf ihrem Reisekoffer abzustützen versucht.

„Nicht so eilig“, lacht Brandau und zieht den Mann zurück auf die Füße. „Alles okay bei Ihnen?“

Der Mann nickt ohne ihn anzusehen, schiebt sich die Brille zurecht und geht schweigend davon. Lotta sieht ihm nachdenklich hinterher. Er erinnert sie an irgendjemanden, aber vielleicht kommt ihr das auch nur so vor. Diese durchdringenden dunklen Augen, das angegraute Haar und das bartlose Kinn in dem schmalen Gesicht haben beinahe etwas Unwirkliches. Hat sie tatsächlich gerade eben ein Double des *Doktor Schiwago*-Schauspielers gesehen?

Der Mann taucht in der Menge unter und ist verschwunden, als Lotta hinter ihren beiden Kollegen, die Plätze in Wagen 10 reserviert haben, samt Koffer in den Zug klettert.

Sie kommt weder dazu, sich von ihren Kollegen zu verabschieden noch weiter über den seltsamen Zusammenstoß nachzudenken. Denn direkt hinter der Tür steht ein freudig strahlender Moritz, der sie ohne Vorwarnung an sich zieht und ihr einen leidenschaftlichen Kuss gibt.

Lotta ist den Bruchteil einer Sekunde versucht, ihn von sich wegzuschieben. Dann aber spürt sie erleichtert, wie ihr klopfendes Herz sich beruhigt und aller Stress, alle Sorgen und alle Fragen von ihr abfallen. Sie ist da, wo sie hingehört – bei Moritz und in Sicherheit vor allem Übel dieser Welt. Sie überwindet den abwehrenden Impuls, lässt sich bewusst fallen und erwidert seinen Kuss mit all der Zärtlichkeit, zu der sie fähig ist. Alles ist gut.

Kontrollgang

Der sportliche junge Mann fuhr zusammen. Hatte er geschlafen? Wo war er? Es dauerte einen Moment, bis er gewahr wurde, dass er sich in einem fahrenden Zug befand. Für einen schrecklichen Augenblick hatte er geglaubt, wieder in der Hölle zu sein – jener Hölle, die ihn trotz aller Bemühungen fast jede Nacht und in jedem Augenblick heimsuchte, sobald er die Augen schloss.

Ihm war, als ob er wieder die trockene Hitze spürte, den Staub und das Blut auf der Zunge schmeckte und das Aufheulen des Motors hörte. Er zwang sich, nicht daran zu denken, doch dieses Mal waren die Dämonen stärker als er.

Es war ein friedlicher Tag gewesen. Sie hatten einen Kontrollgang gemacht, er und Frido. Reine Routine. Wie aus dem Nichts war dieser Jeep aufgetaucht, der sie in die nächste Ruine eines ehemals dreistöckigen Hauses getrieben hatte. Sie hatten sich tapfer zur Wehr gesetzt, aber dem montierten Granatwerfer auf der Ladefläche des Wagens hatten sie nichts entgegen zu setzen gehabt.

Wenn die Kameraden nicht aus der Deckung von der anderen Straßenseite her das Feuer eröffnet und den Jeep in die Luft gejagt hätten, dann wäre keiner von ihnen lebend wieder aus dieser Ruine herausgekommen. Einen Volltreffer in den Lendenwirbelbereich hatte Frido dennoch abbekommen, gerade als er ‚Luke‘ gerufen und ihn selbst damit gewarnt hatte.

Es war der drahtige Fahrer des Jeeps gewesen, der als Einziger zu Beginn des Schusswechsels das Führerhaus verlassen und hinter einem Schutthaufen Schutz gesucht hatte. Erst eine Handgranate hatte seinem Maschinengewehr ein Ende bereitet; aber da war Frido bereits schwer verwundet gewesen.

Im Nachhinein hatten sie gewusst, dass der Angriff gezielt während ihres Rundgangs geschehen war. Immerhin hatten sie beide einige Tage zuvor die erfolgreiche Operation befehligt, bei der nahe der Grenze zu Pakistan ein Waffenlager der mit den Taliban konkurrierenden al-Qaida ausgehoben und die einzigen drei Überlebenden zu den Amerikanern nach Bagram geschickt worden waren.

Nicht nur bei YouTube hatte sich danach die Führungsriege einschließlich Jasim Bakr, Khaled al-Baghdadi und Osama bin Laden höchst selbst zu Wort gemeldet und Deutschlands Einsatz in Afghanistan zum ersten Mal sehr direkt und sehr aggressiv angefeindet.

Den Ausgang des akuten Konflikts hatten Frido und er nicht mehr miterlebt, da man sie beide als verletzte Heimkehrer mit Verdienstkreuz über Beirut, Sarajevo und Hannover nach Hause gebracht hatte.

Frido war nach seiner Entlassung zu seinen Eltern in die Provinz südlich von Hamburg gezogen, während er selbst probiert hatte, in Hannover Fuß zu fassen und sich eine neue Existenz aufzubauen. Er wusste nicht mehr, ob er damals länger die Reha besucht hatte als Frido operiert wurde. Auf jeden Fall waren sie gemeinsam zu den Therapiesitzungen gegangen, die angeordnet worden waren, aber so gut wie gar nichts bewirkt hatten.

Der junge Mann zuckte zusammen, als ihn auf einmal jemand am Arm streifte. Es war Dietze, der den Kopf mit der markanten Adlernase kurz zu ihm neigte, leise „am Tisch links am Fenster“ murmelte und sich dann zwei Reihen weiter vorne auf einen Platz am Gang sinken ließ. Gleichzeitig ertönte die Durchsage, dass der Zug, der sich bereits verlangsamt in eine große bogenförmige Kurve legte, in wenigen Minuten in Frankfurt eintreffen werde.

Der vorgebliche Student knickte ein Eselsohr in die aufgeschlagene Seite, ließ das Buch zuklappen und verließ mit Zarathustra unter dem Arm und dem Rucksack über der Schulter seinen Platz. Es war soweit.

Moritz fühlt, wie der Zug anruckt und weiterfährt. Erst da löst er sich von Lotta, die er samt rollendem Reisekoffer gleich hinter der Tür in seine Arme gezogen hat. Vielleicht hat er es sich nur eingebildet, aber er glaubt ein Zögern gespürt

zu haben, bevor sie in seine Umarmung gesunken ist und ihn lange und innig geküsst hat. Die teils neidischen, teils belustigten Blicke der übrigen hereinkommenden Passagiere, die von ihm zu ihr und vor allem über ihre Uniform geglitten sind, hat sie erfolgreich ignoriert. Und auch Moritz ist sehr gewillt, die Umwelt auszublenden und einzig und allein Lotta zu sehen, zu riechen, zu schmecken und zu fühlen.

Es tut so gut, sie wiederzusehen und diese Nähe, Liebe und Wärme zu spüren. Er merkt, wie seine Augen feucht werden. Es ist gar nicht lange her, dass er gedacht hat, nie wieder so zu empfinden und einen Mensch an seiner Seite zu haben, auf den er sich in jeder Situation verlassen und ohne den er sich sein Leben nicht vorstellen kann.

Ein Schaffner der 1. Klasse kommt vorbei und grinst ihnen verschmitzt zu, wobei Moritz sich nicht ganz sicher ist, ob das begleitende Zwinkern Lotta oder ihm selbst gegolten hat. Sich an seine guten Manieren erinnernd schnappt er sich Lottas Koffer und lässt ein paar Passagiere mit wenig Gepäck vorbeigehen, bevor er Lotta den Arm reicht und sie zur Vierersitzgruppe in Wagen 9 führt.

Als er mit Lotta und dem silbernen Rollkoffer im Schleppl zu Basti zurückkehrt, ist der zweite Fensterplatz am Tisch besetzt. Ein dicklicher Mann mit Halbglatze hat es sich dort bequem gemacht und seinen schwarzen 08/15-Rucksack auf dem Platz am Gang abgestellt. Er hat eine zusammengefaltete Zeitung vor sich auf dem Tisch liegen, die den E-Book-Reader von Basti halb verdeckt.

Mit unfreundlicher Miene sieht er auf, als Lotta sich aus ihrer schwarzen Lederjacke schält und in der dunkelblauen Uniform der Hamburger Polizei auf den freien Platz neben Basti setzt, während Moritz den Reisekoffer gefolgt von der Jacke ins Gepäckfach über Basti wuchtet, dann aber im Gang stehen bleibt und den Fremdkörper am Fenster aufmerksam ansieht.

„Ist was?“ blafft dieser aggressiv, sodass einige der umsitzenden Mitreisenden erstaunt aufsehen.

Besonders die rundliche weißhaarige Frau Mellies mit den flinken wasserblauen Augen und dem Ansatz von Doppelkinn, die seit Freiburg auf der anderen Seite des Ganges in ihren Kriminalromanen liest, blickt neugierig und mit einer Spur Tadel auf den schwitzenden Mann. Dieser ist offenbar vollkommen resistent gegen die telepathischen Versuche von Moritz, ihn ohne einen lautstarken

Wortwechsel und weitere Aggression vom Fensterplatz zu vertreiben, sodass Lotta schon kurz davor ist, ihre berufsgewohnte Autorität herauszuholen.

„Was ist?“ knurrt der Mann erneut an Moritz gewandt und wirkt dabei wie eine fettleibige Bulldogge mit Zahnweh.

„Entschuldigung“, antwortet Moritz höflich, „aber Sie sitzen auf dem Platz, den ich reserviert habe.“

Der Stinkstiefel zögert einen Moment, in dem er offenbar überlegt, ob er sich mit der streng dreinblickenden Lotta anlegen soll oder eine Chance gegen zwei sportliche junge Männern wie Basti und Moritz selbst hat.

Da er wohl zu Schluss kommt, nichts weiter ausrichten zu können, erhebt er sich mürrisch, lässt Moritz vorbei und wechselt widerwillig auf den Platz am Gang. Die Blicke, die er Moritz zuwirft, sind giftige Pfeile, die jedoch unbeachtet an Moritz abprallen.

Einmal noch grummelt der Griesgram, dann vertieft er sich demonstrativ in die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, wobei er peinlichst genau den Platz ausnutzt, der genau bis zur Armlehne zwischen ihnen reicht. So ist es für Moritz geradezu eine Genugtuung, als er nach etwa zehn Minuten einen menschlichen Drang verspürt und mit einem inneren Grinsen um Vorbeilassen bittet.

Auch Basti und Lotta können sich kaum das Grinsen verbeißen, während der mürrische Zeitungsleser sich mit einem kaum unterdrückten Fluchen über die heutige Jugend von seinem Platz erhebt und Moritz unter den schadenfrohen Blicken der umsitzenden Mitreisenden in den Gang hinaus lässt.

Moritz ist schwer versucht, den Mann beim Vorbeigehen absichtlich unabsichtlich anzurempeln, entscheidet sich aber im letzten Augenblick mit Rücksicht auf seine volle Blase dagegen.

„Die zugestiegenen Fahrgäste die Fahrscheine, bitte“, dringt da die Stimme des Schaffners an seine Ohren.

Im Vorbeigehen hält Moritz sein Smartphone hoch, erntet ein freundliches und wiedererkennendes Nicken und hört im Davongehen erfreut, wie der Schaffner mit einer gewissen Strenge zu dem Stinkstiefel sagt: „Dies ist die 1. Klasse, mein Herr. Sie haben ein Ticket für die 2. Klasse.“

Schmunzelnd geht Moritz weiter, muss aber wenige Meter später feststellen, dass die einzige nicht gesperrte Toilette auf dieser Seite des Wagens besetzt ist.

Unruhig tritt er von einem Fuß auf den anderen und atmet erleichtert auf, als sich nach einer gefühlten Ewigkeit die Tür der kleinen Kabine öffnet und eine junge Studentin in Rock und Bluse herauskommt.

Die Kleine errötet bis zum blondierten Haaransatz, als sie sich an ihm vorbei in Richtung Speisewagen davonmacht, sodass Moritz nicht ganz sicher ist, ob ihre Reaktion mit seinem Aussehen oder der Tatsache zusammenhängt, dass die junge Dame offensichtlich nur 2. Klasse reist – wo Lotta, Basti und er ohne den Sparpreis auch sitzen würden.

Er sieht ihr kurz hinterher, wie ihr kurzer Rock neckisch eine Handbreit unter ihrem üppigen Hinterteil schwingt, beeilt sich dann aber und ist erleichtert, wenige Minuten später mit gewaschenen Händen und ohne den lästigen Druck in der Leistengegend zurück in den Gang zu treten.

In seiner Bestrebung, schnell zurück zu Lotta zu kommen, übersieht er die Kellnerin, die soeben mit einem Tablett voller leerer Kaffeebecher und Biergläser aus dem 1. Klasse-Wagen zum BordBistro eilt. Im letzten Moment kann Moritz ihr ausweichen, prallt dabei aber unsanft mit der rechten Schulter gegen die Tür der anderen Toilette, an deren Tür ein Zettel mit der Aufschrift *WC derzeit nicht benutzbar* klebt. In der Erwartung, dass die Tür verschlossen ist, entfährt Moritz ein leiser erschrockener Laut, als die Tür mit einem leichten Zittern nachgibt und sich einen schmalen Spalt breit nach innen öffnet.

„Entschuldigung“, hört er die Kellnerin im Weitergehen sagen, doch sein Blick ist gefangen von dem, was er hinter dem Türspalt auf dem hellen PVC-Boden der Kabine erblickt.

Reflexartig zieht er die Tür wieder zu und läuft mit klopfendem Herzen zu Lotta zurück, die ihm freudig entgegenstrahlt. Basti hat den Platz gewechselt und ihm den Sessel neben ihr überlassen, sodass Moritz in einer einzigen Bewegung in den Sitz sinken und sich zu ihr ans Fenster beugen kann.

„Du musst mitkommen“, flüstert er an ihrem Ohr, bevor er ihr einen flüchtigen Kuss aufs Ohrläppchen gibt.

„Schlingel“, kichert sie leise an seiner Wange und mit diesem gewissen Raspeln in der Stimme, das ihm sonst immer einen heißen Schauer der Erregung verpasst, besonders wenn sie ihn dazu noch so ansieht, dass er seinen Körper

plötzlich bis in die kleinste Faser spürt. Doch jetzt reißt er sich zusammen und schüttelt stumm den Kopf, worauf sie seine ernste Miene bemerkt. „Was ist?“ „Ich glaube“, antwortet er mühsam und so unaufgeregt wie möglich, „in der Toilette ist ein Toter.“

ENDE der Leseprobe

LESEPROBE

StrandtGuth

Kriminalroman-Serie von Fee-Christine Aks

Bisher erschienen:

Im Schatten des Deiches

Die Spur des Austernfischers

Mord auf freier Strecke

Der Fall Hammonia

Requiem für eine Elster

Mordsfest

- weitere Teile in Arbeit -

Neuigkeiten, Leseproben und mehr gibt es unter:

www.fee-christine-aks.de/bücher/strandtguth-krimi-serie

und bei **Facebook**: www.facebook.com/strandtguth

Mehr von der Autorin?

„Das Geheimnis der Knochenschiffe“ – Roman-Serie:

Die grüne Frau

Ein Roman

Warum sucht man wie besessen nach einer Galionsfigur? Wieso stellt jemand in mühsamer Arbeit das Modell eines Schiffes her, das nie existiert hat? Und was weiß die grüne Frau?

Miriam und Peter Sawyer begeben sich auf eine spannende Spurensuche, die nicht nur Licht in einen historischen Kriminalfall bringt, sondern auch das Geheimnis um einen legendären Glücksbringer lüften wird...

Bei **Facebook**: www.facebook.com/boneship.mysteries

„Verlorene Jugend“ – Jugendroman-Serie über die Zeit des Nationalsozialismus:

Als die Dunkelheit hereinbrach

Draußen war ein schöner Tag

Während der Schnee leise fiel

Am Himmel lächelte der Mond

Als der Wind kälter wehte

Bei **Facebook**: www.facebook.com/verlorene.jugend

„Ársals Abenteuer in Mándurai“ – Fantasy-Zweiteiler:

Blumenritter

Königsvogel

Waluma – Eine Weihnachtsgeschichte

winterZAUBER (Sammelband)

Neuigkeiten, Leseproben und mehr gibt es unter:

www.fee-christine-aks.de

und bei **Facebook**: www.facebook.com/feechristine.aks